Angelika Dahms

Der Wert eines Menschen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 978-3-89969-280-8

Copyright © 2025 by PRINCIPAL Verlag, Greven/Westf.

Kontakt: verlag@principal.de
Webseite: www.principal.de
Umschlagbild: Arno Dahms
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Angelika Dahms

Der Wert eines Menschen

Kriminalroman

PRINCIPAL VERLAG

Zur Autorin:

Angelika Dahms lebt in Niedersachsen. Sie hatte viele Jahre in der Wirtschaft gearbeitet, mit einem Faible für Zahlen.

Heute schreibt sie Kurzgeschichten, längere Erzählungen und eben Romane, ab und zu mit Bezug zum Geschehen im Land.

Oldenstadt ist eine fiktive Stadt.

Die Geschichte ist frei erfunden. Sollten die genannten Menschen Ähnlichkeiten mit lebenden Personen haben, sind diese rein zufällig.

Montag, 18. August, 15 Uhr 20

»Hallo! Bin ich mit der Polizei verbunden?«

»Sind Sie.«

»Mein Name ist Hans Winter. Ich möchte Ihnen mitteilen, dass in unserem Nachbarhaus geschossen wird. Es ist die Königsstraße 18. Wir wohnen in Nummer 16.« Winter ließ sich in den hinter ihm stehenden Sessel fallen, als er den Sachverhalt durchgegeben hatte.

Die Stimme des Anrufers klang außer Atem, dachte Polizeioberkommissar Wächter. Entweder war der Mann gerannt oder aufgeregt wegen der Schüsse oder beides. Wächter versuchte, den Mann zu beruhigen indem er fragte: »Sind Sie sicher, dass Sie Schüsse gehört haben?«

Ob dieser Frage antwortete Winter konsterniert: »Glauben Sie, ich kann Schüsse nicht von Knallfröschen unterscheiden!?« In Winters Tonfall zeigten sich Anzeichen von Gereiztheit. Er begann, sich zu wurmen, bei der Polizei angerufen zu haben. Man sollte sich einfach nicht um fremde Angelegenheiten kümmern. Wenn sich Leute untereinander abmurksen wollen, na bitte, dann sollen sie es tun!

»Vielleicht ein Auspuff, Fehlzündungen? Viele Maschinen knattern, können sich wie Schüsse anhören.«

Diese Deutung seiner Aussage musste Winter einen Moment lang verdauen. Hielten die ihn für schwachsinnig, dass er keine Schüsse von anderen Geräuschen unterscheiden konnte? »Sie sollten es gleich sagen, wenn Sie keine Lust haben, auf Anrufe von Bürgern zu reagieren. Ich rufe gern bei einer Zeitung an.« Mit diesen Worten knallte Hans Winter den Hörer auf den Apparat zurück.

Die Polizei wird immer unmöglicher! Hat keine Lust, den Arsch hochzukriegen. Winter blieb eine Weile vor dem Telefon sitzen. Anstatt zu sagen, ›wir sind unterwegs‹, suchen die nach einer Möglichkeit, sich vor jeder Arbeit zu drücken. Vielleicht erwarten unsere Herren von der Sicherheit, dass ich rübergehe und mich erschießen lasse!

Winter war durch die unerwartete, ihn abwimmeln wollende Reaktion der Polizei übellaunig geworden. Er hatte vorgehabt, sich an diesem wunderschönen Sonnentag außerplanmäßig einen erholsamen Nachmittag auf der Terrasse zu genehmigen. Bis er die Pistolenschüsse gehört hatte, war ihm das gelungen. Wir sind verdammt noch einmal nicht in Wildwest, hatte er anfangs gedacht, lauschte, ob weitere Schüsse folgten. Als alles ruhig blieb, arbeitete er sich aus dem flachen Liegestuhl heraus, schlüpfte in die Sandalen und war eiligen Schrittes in sein Arbeitszimmer gegangen, um die Polizei anzurufen.

Er würde genau zehn Minuten warten, erschiene bis dahin kein Polizeiwagen, würde er die Zeitung informieren.

»Wächter, Zentrale.« Er hatte Kommissar Dirk Folkmann angewählt. Der Kollege war für Schwerverbrechen zuständig. »Hier hat soeben ein Herr Winter angerufen und Schüsse im Nachbarhaus gemeldet.«

»Welche Straße?«, fragte Folkmann, stand bereits vom Stuhl auf.

»Königsstraße 18.«

»Wie sagten Sie heißt der Nachbar?« Folkmann hatte eben nicht so genau hingehört.

»Winter. Er wohnt Königsstr. 16.«

»Wir fahren hin.« Folkmann griff nach seiner Lederjacke, holte die Pistole aus der Schublade, lud sie und steckte sie ein, rief in den Nebenraum: »Frau Brandt, Schüsse in der Königsstraße 18. Kommen Sie!« Er rannte die Treppe hinunter ins Erdgeschoss. Während er die Tür zum Parkplatz öffnete, vernahm er die eiligen Schritte seiner Kollegin hinter sich. Folkmann hatte inzwischen den Dienstwagen gestartet, als Susanne Brandt sich, ebenfalls bewaffnet, auf den Beifahrersitz fallen ließ.

»Ich rufe Kollegen von der Streife dazu.« Kommissarin Brandt setzte sich sogleich mit der Leitstelle in Verbindung. »Zu zweit sind wir möglicherweise in der Unterzahl und haben schlechte Karten.« Sie war auf Sicherheit bedacht.

»Hoffentlich sind die flott da. In der Straße stehen meines Wissens zwar nur Privathäuser, aber wer kann sagen, welche Typen sich dort einquartiert haben?«

Kriminalkommissar Dirk Folkmann arbeitete seit zwei Jahren bei der Kripo in Oldenstadt, Abteilung Mord und Gewaltverbrechen. Er war vierunddreißig Jahre alt, einen Meter achtzig groß, wirkte ausgesprochen sportlich. Der Eindruck täuschte ein bisschen. Sport betrieb Folkmann seit vier Jahren nicht. Er war ehrgeizig, wollte in dieser, möglicherweise auch in einer anderen Abteilung, berufsmäßig vorankommen. Sollte es eine Beförderung mit sich bringen, wieder die Stadt wechseln zu müssen, würde er nicht zögern, den Umzug vorzunehmen. Ehefrau Edith unterstützte ihn dabei, schlug Fortbildungskurse vor, die er, wenn es zeitlich und dienstlich passte, belegte. Je mehr Qualifikationen er zu gegebener Zeit vorlegen konnte, umso eher würde die Wahl bei einer anstehenden

Beförderungsmöglichkeit auf ihn fallen. So jedenfalls war die Kalkulation. Kinder hatten die beiden keine. Deren Wunsch nach Fortpflanzung war gering. Nachwuchs harmonisierte einfach nicht mit dem Lebensstil, der dem Ehepaar Folkmann für die Zukunft vorschwebte.

Kriminalkommissarin Susanne Brandt war ein anderes Kaliber. Sie und ihr Mann Oliver hatten zwei Kinder, neun und sieben Jahre alt. Frau Brandt war siebenunddreißig Jahre, hatte keinerlei Ambitionen beruflich Karriere zu machen. Sie war mit ihrem Leben, wie es augenblicklich lief, überwiegend zufrieden. Deren Ausgeglichenheit bedeutete keinesfalls, dass sie die ihr übertragenen Aufgaben nicht mit Dynamik anging. Sie liebte es, Mordfälle und andere schwere Delikte aufzuklären. Es war für sie ein Puzzlespiel.

Ihr Mann hatte einen gut dotierten Posten im mittleren Management einer größeren Firma. Das gemeinsame Einkommen reichte, um gut und bequem leben zu können. Die Kinder waren deren ganzer Stolz.

Beinahe gleichzeitig fuhren um fünfzehn Uhr zweiunddreißig zwei Dienstwagen vor dem Haus in der Königsstraße 18 vor. Der Einsatzwagen der Verkehrspolizei war als solcher zu erkennen, der der Kommissare war neutral gehalten.

Insgesamt vier Beamte stiegen rasch aus, horchten auf alle Geräusche, während sie vorsichtig in Richtung Haustür gingen. Alles war still. Kein Ton, außer des Gezwitschers einiger Vögel war nichts zu vernehmen. Das eineinhalb geschossige, weiß getünchte Wohnhaus mit gut instand gehaltenem Walmdach mit breiten Gauben

darin, stand inmitten eines Blumenmeeres. Nichts zeigte von außen an, dass etwas nicht stimmen mochte. Es war friedlich, Grillen zirpten, Bienen summten, Hummeln ließen sich schwerfällig auf Blüten nieder. Dirk Folkmann atmete einmal durch, stieg die fünf Stufen zur Haustür hoch, klingelte und wartete. Es tat sich nichts. Er klingelte noch einmal, dann ein drittes Mal, probierte, ob sich die Tür eventuell aufschieben ließ. Das war nicht der Fall. Seine Kollegen standen ein paar Schritte hinter ihm, bereit, falls nötig sofort zur Waffe zu greifen, harrten ansonsten der Dinge, die da kommen mochten. Es kam nur nichts.

»Wir sollten um das Haus herumgehen«, schlug Volker Ahrend vor. »Vielleicht ergibt sich eine Möglichkeit, ins Haus zu gelangen, ohne eine Tür aufbrechen zu müssen.« Dass sie ins Haus hineingehen mussten, stand außer Frage. Wenn im Haus geschossen worden war, war zu befürchten, dass der Eigentümer vielleicht nicht aus eigener Kraft zur Haustür gelangen, sich auch nicht verbal bemerkbar machen konnte.

»Tun Sie das«, sagte Folkmann. »Ich bleibe bei der Haustür. Auf die Weise kann uns keiner entwischen, sollte ein Täter im Haus sein.«

»In Ordnung.«

Volker Ahrend und Anton Schaffner, beide von der Verkehrspolizei, sowie Kommissarin Brandt machten sich, hintereinander gehend, auf den Weg in Richtung Garten. Sie vermuteten an der Rückseite des Hauses, die man von der Straße aus nicht sehen konnte, eine Terrasse oder Veranda. Möglicherweise war die Tür zur Terrasse nicht verschlossen, sodass sie mit wenig oder gar keinem Kraftaufwand ins Haus hineingelangen konnten. Die Tür

entpuppte sich als ein großes bis zum Boden reichendes Doppelglasfenster. Es war tatsächlich nur zugezogen worden. Ahrend schob das zweimal zwei Meter große Glasfenster vorsichtig auf, rief ins Haus hinein, dass sie von der Polizei wären und trat ein. Er war im Esszimmer gelandet. Seine Kollegen folgten ihm, blickten sich um. Ein dunkelroter, polierter Holztisch beherrschte diesen Raum. Sechs gepolsterte, dazu passende Stühle waren um den Tisch positioniert. Zwei Vitrinenschränke mit Geschirr und Gläsern standen an der rechten Wand, eine Anrichte an der Rückwand des Raumes. Ein großer, in den Farben Beige und Rot gehaltener Teppich, verschluckte die Schritte der Personen, die das Esszimmer betraten. An den freien Wandflächen hingen Landschaftsbilder.

Anton Schaffner hatte für das Mobiliar keinen Blick übrig, ging durch den Raum, gelangte in den Flur, ging durch ihn durch zur Haustür. Er öffnete sie, ließ Dirk Folkmann hinein.

»Ist was passiert?«, fragte der Kommissar, hielt seine Waffe schussbereit in der Hand.

»Im Esszimmer und Flur ist alles in Ordnung«, bekam er zu hören.

»Kommt ins Wohnzimmer!«, rief Susanne Brandt laut. Sie stand vor einer verkrümmt auf dem Boden liegenden jungen Frau, hatte ihr Handy bereits am Ohr. Die Kommissarin blickte mit Sorge auf die blutende Wunde im Brustbereich. Das Oberteil des Kleides der verletzten Frau war blutdurchtränkt. Der Blutverlust schien hoch zu sein. »Brandt in der Königsstraße 18«, sprach sie ins Handy, »schickt sofort einen Notarztwagen! Frau mit Schusswunden, eine davon in der Brust. Es eilt!«

Den Polizeibeamten bot sich ein erschütterndes Bild. Im Raum verteilt lagen vier Personen. Drei waren ganz offensichtlich tot, eine verletzt. Eine der Toten, eine Frau mit schlohweißem Haar, lag, wenn man den Raum betrat, sofort im Blickfeld. Deren Gesicht war durch einen Schuss verunstaltet. Im Grunde hatte sie kein Gesicht mehr. Ein Mann, sie schätzten ihn auf etwa sechzig Jahre, hing schief im Sessel. Er hatte zwei Schüsse abgekommen, einen in den Kopf, einen in den Oberkörper. Auf das dritte Todesopfer, ein Mann von etwa Ende vierzig, hatte der Täter ebenfalls zwei Schüsse in Kopf und Brust abgegeben. Diese Menschen hatten keine Chancen gehabt, zu überleben. Die Gesichter aller Opfer waren auf die Tür gerichtet, als wenn sie ihrem Tod ins Antlitz hatten blicken wollen. Eine Möglichkeit zu fliehen oder zur Gegenwehr hatte der Mörder ihnen unverkennbar nicht gelassen.

Der Täter musste lautlos ins Haus gelangt sein, die Wohnzimmertür geöffnet und sofort geschossen haben. Anzunehmen war, dass er, genau wie die Beamten, durch die nicht verriegelte Glastür der Terrasse in das Gebäude gelangt war. Möglicherweise hatte die Tür sogar einladend offen gestanden; schließlich war es ein wunderschöner, warmer Tag. Nachdem der Mörder sein Werk vollendet hatte, hatte er die Terrassentür hinter sich zugezogen, um den Eindruck zu vermitteln, dass im Haus alles in Ordnung sei.

Susanne Brandt kniete mittlerweile neben der verletzten Person, hatte das Kleid aufgerissen, versuchte, den Blutfluss zu stoppen. Sie schätzte, dass die Frau etwa dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt war. Viel

zu jung, um zu sterben. Der Atem ging rasch und flach, der Herzschlag war kaum zu fühlen. Sie war nicht bei Bewusstsein, was die Kommissarin mit Dankbarkeit zur Kenntnis nahm. Die Augenlider der verletzten jungen Frau flatterten, das Gesicht wurde stetig weißer.

»Wo bleibt der Notarzt, verdammt!« Susanne Brandt befürchtete, dass die Frau ihr unter den Händen wegsterben konnte. »Geh mal einer raus und lotst den Arzt gleich ins richtige Zimmer.«

»Mach ich.« Schaffner, seine Kollegin bedrückt beobachtend, ihr gern hätte helfen wollend, nur nicht wusste, wie, war froh, an die frische Luft gehen zu können, weg von all den Toten. Er durchquerte den recht breiten Vorgarten, stellte sich an den Straßenrand, schaute nach rechts und links, wartete ungeduldig. Er war erst drei Jahre bei der Polizei, hatte bisher überwiegend mit kleinen Verkehrsdelikten und geringen anderen Straftaten zu tun gehabt. Der eine oder andere schwerere Verkehrsunfall war zwar dabei gewesen, aber die Personenschäden hatten sich in Grenzen gehalten. Und jetzt dieses Verbrechen! Warum hatte der Täter den Menschen in die Gesichter schießen müssen? Fand er Gefallen an besonderer Grausamkeit? An Verstümmelungen? Die Königsstraße lag in einem ruhigen Stadtviertel mit ausschließlich Wohngebäuden. Hier wurde normalerweise nicht geschossen, höchstens bei häuslicher Gewalt fest zugeschlagen. In den Fällen konnten Ärzte die Personen gut zusammenflicken. Eigentlich, dachte Schaffner, als ein Fahrzeug durch die Straße rauschte, fuhren hier nur Wagen entlang, deren Halter in der Straße wohnten. Selbst Fußgänger waren selten zu sehen. Schaffner atmete

mehrmals tief durch. Die verletzte junge Frau hatte einen Anblick geboten, der ihm an die Nieren ging. Er betete innerlich, sie möge das Massaker überleben. Drei Leichen auf einmal waren genug. Die vierte Person sollte dem Teufel von der Schippe springen.

»Die Spurensicherung muss endlich auftauchen«, sagte Folkmann, sah zu, wie seine Kollegin um das Leben der verletzten Frau kämpfte. »Und alle anderen Abteilungen auch«, schob er nach.

»Sagen Sie denen Bescheid, verdammt noch mal! Machen Sie ihnen Feuer unterm Hintern!« Brandt war ungehalten, hielt weiter ihre Hände auf die Wunde der jungen Frau gepresst. Sie wollte aus tiefstem Herzen, dass genau diese Frau überlebte.

Kommissar Folkmann hatte alle Abteilungen bereits informiert. Er hatte eben nur etwas sagen wollen, um nicht bloß schweigend dazustehen. Dass Susanne Brandt derart unwirsch auf seine Bemerkungen reagieren würde, hatte er nicht vorausgesehen. Weder Volker Ahrend noch Dirk Folkmann bewegten sich im Raum. Sie durften keine Spuren verwischen oder gar vernichten. Sie warfen immer wieder flüchtige Blicke auf die Toten, sahen, wie die Kleidung mit Blut volllief, wie es auf den Boden rann und auf den Teppich.

Vielleicht war der ältere Mann im Sessel der Ehemann der Frau, überlegte Ahrend, sagte: »Was für ein Mist! Da hat einer eine ganze Familie auslöschen wollen.«

»Sieht so aus. Wo kommt der ganze Hass her?«, fragte Folkmann. »Das ist keine normale Straftat!«

»Vielleicht«, meinte Brandt, brachte ihre Kollegen

auf den Boden der Tatsachen zurück, »war das ein Einbrecher, der überfordert war, als er sich all der Leute gegenübersah. Hatte ganz einfach die Nerven verloren. Glauben Sie, solche Leute denken nach, bevor sie schießen? Die tun es einfach, weil sie an jeder Straßenecke eine Waffe kaufen können.«

»Möglich ist heute alles.«

Der Krankenwagen kam mit Geheul angefahren.

Endlich, dachte Brandt erleichtert.

Die Notärztin, Dr. Ursula Winkel, eine schlanke, fast drahtig wirkende Frau Mitte vierzig mit langjähriger Praxis als Chirurgin, erschien zusammen mit den beiden Sanitätern Oliver Kante und Christian Macher. Die Ärztin stürmte zu der Verletzten durch, begann mit ihrer Notbehandlung, drängte dabei die Kommissarin gekonnt beiseite. Die Sanitäter, ein eingespieltes Team, schoben die Trage herein, warteten auf die Anordnung, die Frau Dr. Winkel traf. Sie würden sie unverzüglich ausführen. Auch sie warfen einen Blick auf die Toten, schüttelten unmerklich die Köpfe, fragten sich, was sich in diesem Haus abgespielt haben mochte. Sie wurden oftmals zu Verletzten gerufen, bisher nie zu einem Verbrechen dieser Art. Nach wenigen Minuten waren sie mit der verletzten Frau verschwunden.

Die Spurensicherung traf ein. Nach ihnen der Internist, der häufig als Polizeiarzt fungierte. Einen eigenen Doktor konnte sich das Präsidium nicht leisten. Dieser Internist hatte heute lediglich die Aufgabe, offiziell den Tod der erschossenen Personen festzustellen. Das tat er, war nach

einer viertel Stunde wieder fort. Er hatte Sprechstunde, wollte seine Patienten nicht lange warten lassen. Je länger er bei diesem Tatort blieb, umso länger dauerte sein Arbeitstag.

Folkmann kannte die Beamten von der Spurensicherung, Willi Schmitt und Holger Dorfmann, seit er in Oldenstadt arbeitete. Sie waren ihm menschlich gesehen nicht besonders sympathisch. Sie waren zu verschlossen, bekamen kaum die Zähne auseinander, wenn er sie ansprach. Er kam sich in deren Nähe vor, als sei er vollkommen fehl am Platze. Die beiden übten ihren Beruf ungeheuer sorgfältig aus. Das nötigte ihm Respekt ab. In der Regel entging Schmitt und Dorfmann nicht die geringste Kleinigkeit. Bedauerlicherweise für das Präsidium stand Willi Schmitt bereits ein Jahr und Holger Dorfmann drei Jahre vor der Pensionierung. Ab und zu hatten sie einen dritten, wesentlich jüngeren Mann bei ihren Einsätzen dabei. Dieser Beamte sollte später zusammen mit einem weiteren Kollegen, den es noch nicht im Präsidium gab, die Positionen von Schmitt und Dorfmann übernehmen. Für diesen Beruf war viel Erfahrung nötig und ein fundiertes Wissen über Ursache und Wirkung von Mordwerkzeugen und Chemikalien et cetera.

Heute würden sie alles abtransportieren lassen, was zur Aufklärung der vorliegenden Mordfälle von Nutzen sein mochte. Außerdem machten sie Fotos, viele Fotos aus verschiedenen Blickwinkeln und Aufnahmen der Verletzungen. Mal mit Abstand, mal in Großaufnahme. Sie wollten alle Details dokumentieren, damit das Gericht später jede Handlung nachvollziehen konnte. Nachdem

sie sich, pedantisch, wie sie waren, einen ersten Überblick verschafft hatten, kamen sie überein, sich zuerst die alte Dame und deren Umfeld vorzunehmen. Sie lag am nächsten zur Tür. Ob sie das erste Opfer gewesen war, würde sich herausstellen. Die Frau hatte einen Kopfschuss erhalten, war dadurch ganz offensichtlich rückwärts gegen eine Schrankwand getaumelt. Die Blutspuren deuteten darauf hin. Sie war zusammengebrochen und auf dem Boden gelandet.

Der ebenfalls herbeigerufene Fotograf Anton Hausner – Spurensicherung und Hausner kamen sich nicht ins Gehege – zog sich Plastikhüllen über die Schuhe, fertigte weisungsgemäß Fotos vom Tatort, vom Haus insgesamt und vom Garten an. Die Hecke hinter dem Haus, die das Grundstück vom dort beginnenden Wäldchen abgrenzte, fand er besonders interessant. Das Strauchwerk wies ein recht auffälliges Loch auf, durch das ein Mensch ohne Weiteres hindurchkriechen konnte. Man hatte das Loch ein wenig kaschiert, indem man die verbliebenen Zweige etwas auseinandergezogen hatte. Für ein geübtes Auge war das zu wenig Tarnung gewesen. Es sah sogar danach aus, dass die Hecke mit einer Gartenschere bearbeitet worden war. Die abgetrennten Äste hatten frische Schnittstellen, die allerdings nicht unbedingt von heute stammen mussten. Es konnte sein, dass die Büsche zu einem früheren Zeitpunkt präpariert worden waren. Ob dieses Einstiegsloch in den Garten etwas mit den Morden zu tun hatte, brauchte er Gott sei Dank nicht zu entscheiden. Fasern von Kleidungsstücken sah er mit bloßem Auge keine. Aber bei den heutigen technischen Möglichkeiten besagte das nicht viel.

Oberkommissar Jochen Kramer, einer der beiden direkten Vorgesetzten der Kriminalkommissare, ließ sich ebenfalls am Tatort blicken. Drei Tote und eine schwerverletzte Person, das musste er sich ansehen. So viele Tote auf einen Schlag hatten sie lange nicht gehabt. Vor Jahren gab es einmal einen Autounfall mit sechs Toten in zwei Wagen. Einer der Fahrer war betrunken gewesen, erinnerte sich Kramer. Nur die Toten von damals konnte man nicht mit den Toten von heute vergleichen.

Wenn er aufrichtig war, war sein Beweggrund, hierher zu fahren, der, dass er überwachen wollte, dass nichts übersehen wurde. Es machte schließlich einen schlechten Eindruck, vor allen Dingen bei der Presse, wenn durch eventuelle Schlamperei die Aufklärung der Morde verzögert oder gar unmöglich wurde. Den Anpfiff, den er von ›oben‹ bekäme, wollte er sich nicht anhören müssen. Aber, dachte er, es gab noch einen Beamten über ihm. Im Versagensfall würde nicht er, sondern der geschätzte Kollege zur Sau gemacht werden. Es war schön, bildlich gesehen mit dem Zeigefinger auf einen anderen verweisen zu können. Dieser andere, Hauptkommissar Porter, hatte einen Termin außerhalb der Stadt, konnte deshalb nicht hier sein.

»Waren Sie schon beim Nachbarn?« Kramer fragte den neben ihm stehenden Kollegen Folkmann. Beide hatten die Hände in den Hosentaschen vergraben, damit sie nicht Gefahr liefen, unwillkürlich etwas anzufassen. Die Spurensicherung hatte ihre Arbeit noch lange nicht beendet.

»Nein, bisher nicht«, antwortete Folkmann. Er hatte vor, sich davor zu drücken. Das Gespräch wollte er lieber Susanne Brandt aufhalsen.

»Gehen Sie hin. Vielleicht kann der Mann etwas zur Aufklärung beitragen.

Außerdem hatte er die Schüsse gemeldet und wird darauf warten, dass jemand von uns sich bei ihm sehen lässt.«

Jochen Kramer war siebenunddreißig Jahre alt, einen Meter fünfundachtzig groß, blond und blauäugig. Er und seine Frau Gesine hatten einen zehnjährigen Sohn, der versuchte, seinem Vater so weit wie möglich nachzueifern. Der Vater war sein Vorbild, sein Idol. In den Augen des Kindes konnte er alles, wusste alles, war einfach unschlagbar. Kramer hoffte, dass sich dieses Anhimmeln bald legen würde, obwohl es ihm durchaus schmeichelte. Spätestens mit Beginn der Pubertät würde der Spuk vorbei sein, dachte er.

Susanne Brandt hielt sich bei Holger Dorfmann auf. Sie half ihm, Spuren zu sichern, beobachtete, wie er vorging, fand dessen Job hochinteressant. Sie fragte nach verschiedenen synthetischen Stoffen, wie sie eingesetzt wurden und was genau sie bewirkten.

»Warum machen Sie keinen Lehrgang an der Uni?«, fragte Willi Schmitt plötzlich. »So, wie Sie sich anhören, wären Sie für unseren Beruf bestens geeignet.«

»Glauben Sie?« Brandt richtete sich auf, blickte nachsinnend auf den auf dem Boden knienden Mann. Ein neuer Beruf, ein toller Beruf, das wäre zu überlegen.

»Sie sind viel zu schade, um als Kommissarin durch die Gegend zu laufen.« Schmitt richtete sich kurz auf, lächelte ihr zu.

»Sie wollen mir etwas einreden.« Susanne Brandt hörte sich nicht abgeneigt an. Schmitt registrierte das

durchaus. »Ich glaube, ich muss mal sehen, was mein Kollege zurzeit treibt. Außerdem werde ich durch alle Räume gehen und sehen, ob dort alles in Ordnung ist. Möglicherweise liegen ein paar weitere Leichen herum.«

»Jagen Sie uns keinen Schrecken ein.« Schmitt konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Sie können uns jederzeit helfen kommen, wenn Sie möchten«, bot Dorfmann an, als sie dabei war, den Tatort, das Wohnzimmer, zu verlassen. Die beiden wären froh, wenn sie die Kollegin abwerben könnten. Sie würden ihr jede Unterstützung zukommen lassen, wenn sie erneut zur Uni ging.

Folkmann stand im Begriff, sich auf den Weg zum Nebenhaus zu machen.

Kramers Wünschen nicht zu entsprechen, brachte nichts ein. Er und andere hatten diesbezügliche Erfahrungen gesammelt. Die Hierarchien griffen für gewöhnlich in ihrem Präsidium.

Vor der Haustür ließ Folkmann erstmals bewusst seinen Blick über die Umgebung schweifen. Als sie zu diesem Einsatz gerufen worden waren, hatte er keine Zeit, sich umzusehen, und den Kopf sowieso dafür nicht frei. Der Vorgarten dieses Hauses war äußerst gepflegt. Zwei große Findlinge waren so platziert, dass sie als Sitzflächen genutzt werden konnten. Bei schönem Wetter, so wie heute, waren sie passend für einen Plausch mit Nachbarn vor der Haustür. Verschiedene Blumensorten wuchsen farblich attraktiv angeordnet auf beiden Seiten des Eingangs, dienten als Blickfang. Unkraut zwischen den Pflanzen gab es nicht. Entweder wurde

Gift verspritzt, oder man sammelte die Wildkräuter, wie Biologen Unkraut nannten, mühsam per Hand heraus. Er tippte auf Letzteres. Nirgendwo war Wegerich oder Löwenzahn zu sehen. Gras war ausgerupft worden, wo es nicht wachsen sollte. Der Kommissar ging mit schnellen Schritten nach hinten, wollte sich überzeugen, dass er richtiglag. Der gesamte Garten sah nicht so aus, als würde mit Gift gearbeitet. Auf dem Weg zum Haus waren längliche Steine verlegt worden. An den seitlichen Rändern begrenzten größere Kieselsteine den Weg. Hinter dem Haus, im Garten, wuchsen Obstbäume. Die Früchte waren teilweise abgeerntet. Ihm fiel auf, dass Obst dann noch an den Bäumen hing, wenn man mit der Hand nicht herankam. Eine Leiter schienen die Hausbewohner nicht benutzen zu wollen. Wahrscheinlich aus Furcht, herunterzufallen und sich dabei die Knochen zu brechen. So ließ man Äpfel, Birnen und Pflaumen lieber so lange an den Bäumen hängen, bis sie von alleine herunterfielen. Vögel und Insekten freuten sich. Ob Igel sich an heruntergefallenem, leicht verfaultem Obst gütlich taten, wusste er nicht. Er sollte das Fressverhalten der Tiere vielleicht nachschlagen. Ein bisschen mehr Allgemeinbildung konnte nicht schaden.

An der Grenze zum Nachbargrundstück wuchsen verschieden hohe Büsche. Sie standen in voller Blüte, passten zu den in rot, gelb und blau gehaltenen Blumen. Bienen und Hummeln umschwärmten die Pflanzen, ließen sich von dem Menschen in deren Nähe nicht stören.

Folkmann verließ ohne Eile das Grundstück. Er betrat für ein paar Meter den Bürgersteig, um zur Haustür des Nachbarn zu gelangen. Der Zugang zu diesem Haus

war genauso gepflegt wie der zum Todeshaus, wie er in Gedanken den Tatort nannte. In der Königsstraße schien man Wert auf eine attraktive Ausstrahlung zu legen. ›Winter‹ stand auf dem Schildchen neben der Klingel. Er läutete. Schritte waren kurz darauf zu hören, die Tür öffnete sich und ein Mann, einige Jahre älter als er selbst, stand vor ihm. Er war dunkelhaarig, hatte klare Gesichtszüge und ein markantes Kinn. Alles in allem ein gut aussehender Mann. Der dürfte keine Schwierigkeiten haben, Frauen anzubaggern, war der erste Gedanke, der Folkmann zu seinem Gegenüber einfiel. Nicht gerade professionell, warf er sich selbst vor.

»Herr Winter?«, fragte der Kommissar.

»Richtig.«

»Kripo. Folkmann ist mein Name. Sie hatten die Schüsse im Nachbarhaus gemeldet.«

»Genau. Und was ist nebenan passiert?« Winter war neugierig. Jetzt, da ein Beamter zu seinem Haus gekommen war, er nicht daran dachte, den Mann ins Haus zu lassen, wollte nun jede Möglichkeit nutzen, seine Wissbegierde zu befriedigen. Er hatte beobachtet, dass mehrere Polizeifahrzeuge vorgefahren waren, darunter ein Krankenwagen. Dieser war jedoch lange wieder fort, hatte eine Person eingeladen. Seinen Überlegungen zufolge war Frau Ehlers verletzt worden. Hoffentlich überlebte sie, dachte Winter.

»Es waren tatsächlich Schüsse gefallen. Sie als Nachbar kennen die Familie sicherlich ganz gut, nicht wahr?«

Welche Familie?, fragte sich Winter, legte seine Stirn in Falten sagte: »Mein Gott, wie viele Personen waren denn im Haus?« Er dachte an die Wagen, die auf der Straße

geparkt hatten, und deren Eigentümer wahrscheinlich bei Frau Ehlers zu Besuch waren.

»Wieso?« Folkmann war ob der Frage überrascht. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Na ja, es wohnt ausschließlich Frau Ehlers dort, sonst keiner.«

»Ist das eine Dame so um die siebzig?«, fragte Folkmann vorsichtig, wollte jetzt nichts Falsches sagen.

»Ja.«

»Da waren zudem zwei Herren im Haus, einer Mitte vierzig etwa, der andere Ende fünfzig, Anfang sechzig, denke ich.« Dass man das Alter der Männer durch die Schüsse ins Gesicht nicht gut erkennen konnte, wollte er nicht preisgeben.

»Der ältere der Männer könnte ihr Freund sein. Leben sie?« Der Gedanke, das zu fragen, kam ganz plötzlich.

»Nein, beide nicht.«

»Du lieber Himmel!«

»Da war noch eine junge Frau von Anfang zwanzig«, schob Folkmann nach, wartete ab, was er mit dieser Auskunft für eine Reaktion hervorrief.

»Das muss die Enkelin sein. Dann ist der jüngere Mann höchstwahrscheinlich Frau Ehlers Schwiegersohn. Was ist mit den beiden Frauen? Ich habe mitbekommen, dass eine Person in ein Krankenhaus gefahren wurde.« Winter blickte den Kommissar fragend an.

»Die Enkelin ist angeschossen worden. Hoffentlich überlebt sie. Die alte Dame ist tot.«

»Drei Tote! Was soll man dazu sagen!« Winter schwieg eine Weile, bevor er fortfuhr: »Das ist die Welt von heute. Ich frage mich, wer an solchen Verhältnissen Schuld hat!

Ist es unsere laxe Regierung oder die hundsmiserable Rechtsprechung? Da kommt einfach jemand, schießt um sich und haut wieder ab.« Winter wies mit dem Kinn auf das Nachbarhaus. »So eine Schweinerei kann jederzeit auch bei uns oder in einem anderen Haus geschehen. Wir können uns schließlich nicht verbarrikadieren oder drei Meter hohe Mauern mit Glasscherben obendrauf bauen, um einigermaßen sicher zu sein. Was wäre das für ein Leben! Wenn ein paar Leute Streit miteinander haben, sollte man reden und nicht gleich alle abknallen. Gott, sind das Zeiten geworden!« Winter presste die Lippen zusammen, stand da, blickte zornig in die Ferne.

Der Kommissar äußerte sich nicht zu der Stellungnahme. Er wollte vermeiden, dass er in eine für ihn sinnlose Diskussion hineingezogen wurde. Folkmann hoffte, dass der Mann sich so weit beruhigte, um ihm konkrete Antworten auf seine Fragen entlocken zu können.

»Haben Sie zufällig gesehen, ob ein Fremder ins Nachbarhaus gegangen ist?«

»Sie meinen den Täter? Den Killer?«

»Zum Beispiel.«

»Nein, den habe ich nicht gesehen. Ich weiß nicht, ob ich leider sagen soll oder Gott sei Dank. Hätte ich ihn gesehen, und er mich ebenfalls, könnte ich jetzt möglicherweise gleichfalls tot sein. Ich kann Ihnen eine andere Hilfe anbieten. Die drei Autos hier auf der Straße, ich meine jetzt nicht Ihre Wagen, sind mit Sicherheit von den drei Besuchern. Obwohl ...« Winter ging die paar Schritte vor zur Straße, nahm die parkenden Wagen in Augenschein, wirkte skeptisch.

Der Kommissar folgte ihm. »Obwohl?«, wiederholte

Folkmann das letzte Wort Winters, wollte ihm damit auf die Sprünge helfen, weiterzureden, gegebenenfalls seine Bedenken, falls er welche hatte, zur Sprache zu bringen.

»Der kleinere Wagen mit dem Hamburger polizeilichen Kennzeichen ist der der Enkelin, der große Opel gehört ihrem Schwiegersohn, aber das dritte Auto passt nicht zum Freund von Frau Ehlers. Der hatte bisher immer einen größeren BMW gefahren. Also muss der zweite Mann ein Fremder sein.«

»Danke für den Hinweis. Der wird uns helfen.« Folkmann hatte vor, die Autokennzeichen sofort abzufragen, dazu musste er erst einmal Hans Winter loswerden. »Wir werden uns noch einmal bei Ihnen melden«, verabschiedete er sich.

»Gut. Bis dann also.« Winter ging in sein Haus zurück, schloss die Tür hinter sich. Das war ja eine schöne Geschichte da drüben! Den Grund für das Massaker, der natürlich interessant war, würden er und alle anderen Nachbarn nach und nach erfahren. Dafür würde die Presse sorgen.

Auf der Straße gab Folkmann die Kennzeichen der parkenden Wagen der Zentrale durch, damit die Identität der Besucher von Frau Ehlers geklärt werden konnte. Bis der Rückruf erfolgte, blieb Folkmann draußen und sah sich um. Einige Kollegen waren bereits abgefahren. Die Anzahl der Polizeifahrzeuge lichtete sich. Vom Haus gegenüber wurde er beobachtet. Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm stand an einem offenen Fenster im ersten Stock. Der Kleine zeigte mit ausgestrecktem Arm auf Folkmann. Die Frau drückte das Ärmchen des Kindes herunter, sprach mit ihm.

Das Handy machte sich bemerkbar. Der Beamte ging umgehend ran.

Die Namen und Adressen der Wageninhaber wurden durchgegeben:

1. Helga Krankel, Hamburg, Kreisstraße 41, dreiundzwanzig Jahre alt;

2. Dr. Thomas Ullbach, sechsundfünfzig Jahre, Allgemeinmediziner, Weberstraße 33;

3. Harald Krankel, achtundvierzig Jahre, Lohner Weg 7 oder Merlinring 2.«

»Wieso stehen da zwei Anschriften?«, fragte Folkmann.

»Im Lohner Weg 7 wohnt dessen Frau, er selbst hat die Anschrift: Merlinring 2«, lautete die Auskunft.

Nachdem Folkmann die Angaben in sein Notizbuch geschrieben hatte, steckte er das Handy wieder in die rückwärtige Hosentasche, den Block schob er in die Brusttasche seines Oberhemdes. Da lebte das Ehepaar Krankel also getrennt. Unter den Umständen könnte es sein, dass Frau Krankel den Tod ihres Mannes nicht sehr schwernehmen wird.

Gerade, als Folkmann an den Tatort zurückkehren wollte, kam Hans Winter eiligen Schrittes auf ihn zu. »Warten Sie bitte!«, rief er.

Der Kommissar blieb stehen, sah dem Mann entgegen.

»Ich habe etwas vergessen zu erwähnen. Frau Ehlers hatte einen Mieter im Souterrain. Der Mann ist sehr selten da. Ich hatte ihn schlicht aus dem Gedächtnis verloren.«

»Gut. Ähm, noch eine Frage. Wissen Sie, wie der Freund von Frau Ehlers heißt?«

»Ihre Tochter hat einen Krankel geheiratet. Demnach heißt der Schwiegersohn Krankel und die Enkelin ebenfalls, sofern sie nicht inzwischen geheiratet hat. Der Freund heißt mit Hausnamen Herrmann. Er war Richter. Ich meine, als er gearbeitet hatte. Er ist inzwischen seit einigen Jahren in Pension.«

»Richter! An einem Gericht hier in Oldenstadt?«, hakte Folkmann nach.

»Ja. Jedenfalls lautet so meine Information.«

»Der Mann war nicht im Haus.«

»Nicht? Wer war der Mann, der erschossen wurde?« Winter blickte Folkmann an. »Es hat sich nicht etwa einer der Täter selbst hingerichtet?« Winter lächelte ein wenig hoffnungsvoll. Wenn die sich sofort nach einer Tat umbrachten, hätte er nichts dagegen.

»Nein, leider nicht. Das war ein praktischer Arzt, Dr. Ullbach.«

»Ei!«

»Ihrer Reaktion nach zählte er nicht zu den Freunden von Frau Ehlers.«

»Nein. Er ist so freundlich, ich muss mich berichtigen, er war so freundlich, Hausbesuche zu machen. Von dessen Tod sind wir alle in der Straße betroffen.«

»Dann hätte er heute besser keinen Hausbesuch machen sollen.«

»Ich frage mich, wer da drüben krank war?«, überlegte Winter laut. »Frau Ehlers war es bestimmt nicht. Sie lief heute früh fröhlich durch den Garten. Wir haben einige Worte gewechselt.«

»Vielleicht war es eine Nachsorge für eine frühere Krankheit? Möglicherweise bekommen wir den Grund für des Doktors Hiersein heraus.«

Winter nickte, wirkte echt bekümmert. Die Nachricht über den Tod des Arztes musste er verdauen. »Das mit dem Untermieter war alles, was ich Ihnen sagen wollte. Wiedersehen.« Er drehte sich um, ging langsam zu seinem Haus zurück. Die Hände steckte er ganz automatisch in die Hosentaschen, wusste beim Gehen nie, wo er sie lassen sollte. Unser Hausarzt ist tot, dachte er. Was für ein bodenloser Mist! Wer weiß, wer jetzt die Praxis übernehmen wird. Während der Urlaubszeit hatte er nie einen Kollegen, der ihn vertrat. Da war die Praxis vier Wochen dicht. Eigentlich war das unmöglich, denn viele von den Anwohnern brauchten zu jeder Zeit einen Doktor. Hätte er einen Berufsgenossen für seine Ferienzeit besorgt, hätte man den jetzt ansprechen können. Es wäre wirklich zu wünschen, dass die Praxis nicht endgültig geschlossen wird. Wir sollten entsprechend auf seine Witwe einwirken. Himmel, wahrscheinlich weiß seine Frau bis jetzt nicht, dass ihr Mann tot ist und ich verteile bereits dessen Besitz. Ich würde ihr die traurige Nachricht nicht überbringen wollen. Wie gut, dass die Polizei das zu übernehmen hat.

Im Haus Ehlers hielt Folkmann Ausschau nach Oberkommissar Kramer. Er fand ihn in der Küche auf der Eckbank sitzend vor. Kramer hatte einen Unterarm lässig auf den Tisch gelegt. Ein DIN-A5-Block mit einem Kugelschreiber lag neben dem Arm. Von diesem Platz aus konnte Kramer ein bisschen ins Wohnzimmer sehen und die Arbeit seiner Kollegen so teilweise verfolgen. »Haben Sie etwas erfahren, das uns weiterbringen könnte?«, fragte er Folkmann, als dieser in seinem Blickfeld auftauchte.

»Das denke ich.« Der Kommissar setzte sich ebenfalls, achtete darauf, dass er dem Boss nicht die Sicht zu den Kollegen von der Spurensicherung versperrte. »Frau Ehlers wohnte hier allein. Sie hatte allerdings im Souterrain einen Mieter, der aber nur selten da sein soll. Ich könnte mir vorstellen, dass das dessen Zweitwohnung ist.«

»Das mit dem Mieter wissen wir bereits. Frau Brandt war durchs ganze Haus gegangen und hat die Einliegerwohnung entdeckt. Der Mann scheint im Augenblick nicht anwesend zu sein. Er heißt laut Namensschild Swen Habermann. Lassen Sie ihn überprüfen.«

»Gut. Der ältere Mann von den beiden Toten ist wahrscheinlich der Hausarzt von Frau Ehlers. Dr. Thomas Ullbach, sechsundfünfzig Jahre alt. Wo er wohnt, habe ich notiert. Der andere Mann ist der Schwiegersohn, Harald Krankel, die angeschossene Frau dessen Tochter.«

»Die Enkelin von Frau Ehlers.« Dass einer der Männer Dr. Ullbach war, war Kramer inzwischen bekannt. Man hatte die Arzttasche gesehen und sie geöffnet. Der Inhalt sprach dafür, dass sie einen Mediziner im Raum hatten. Das war eine zusätzliche bittere Pille. Es gab eh zu wenige Hausärzte.

Folkmann bemerkte wie nebenbei: »Wir müssen den Familien Bescheid geben.«

»Ich weiß. Haben Sie vor, das zu übernehmen?« Das war eine theoretische Frage. Kramer wusste genau, dass Folkmann sich vor solchen Besuchen drückte, wo er konnte. Wenn ihre Abteilung irgendwann ein oder zwei Leute dazubekamen, sollte man darauf achten, dass sich alle an den ›Kondolenzbesuchen‹ beteiligten. Er fand es unmöglich, dass diese unschönen Nachrichten

hauptsächlich von ihm selbst und Porter den Verwandten überbracht werden mussten.

»Nicht unbedingt.« Die zwei Worte klangen wie ein Nein. Das fehlte Folkmann gerade. Er war nicht sehr geschickt darin, Menschen vom Tod der Angehörigen zu unterrichten. Natürlich wusste er, dass dieser tragische Punkt zu seinem Beruf dazugehörte. Wenn er sich den Gesprächen entziehen konnte, war ihm wohler zumute.

Das Schweigen, das auf Folkmanns relativ krasse Ablehnung, die Verwandten der Toten aufzusuchen, folgte, war für beide unangenehm.

Der Kommissar fühlte sich in gewisser Weise an der aufkommenden schlechten Stimmung schuldig, Kramer ärgerte sich, weil er wie üblich den miesesten Job aufgehalst bekam.

Um die sich breitmachende Kommunikationspause zu beenden, fragte der Kommissar: »Wissen Sie, wie es der Enkelin geht? Hat man irgendetwas verlauten lassen?« Die Frage war viel zu früh gestellt.

»Wer sollte uns jetzt bereits unterrichtet haben? Das Krankenhaus bestimmt nicht«, meinte Kramer.

»Ich weiß nur, dass sie ins Marien-Krankenhaus gefahren wurde. Ich werde mich später am Tag dort um sie kümmern.« Das war ein Friedensangebot von Folkmann.

Kramer stimmte dem wortlos zu. Augenblicke später ließ er sich vernehmen: »Ehlers Tochter hat viel verloren heute. Mutter und Ehemann. Ob die Tochter überlebt, steht in den Sternen. Ein Zusammenbruch der Frau wäre zu verständlich. Vielleicht sollte man einen Pfarrer mitnehmen.« Das zog er nur in Erwägung, war nicht wirklich ernst gemeint. Wenn sie Atheistin wäre, wäre ein Priester vollkommen fehl am Platze.

»Die Frau des Arztes wird ebenfalls einen Schock kriegen.«

»Davon können wir ausgehen. Ich schätze mal, die Dame hat gewiss genug Pillen zur Hand, um die schwierige Situation zu meistern.«

»Wo ist eigentlich Frau Brandt?«, fragte Folkmann. Er sah sie nirgendwo. Ihre Stimme fehlte.

»Zurück ins Präsidium gefahren.«

Es läutete an der Haustür. Gleich darauf rief eine ihnen unbekannte, männliche Stimme: »Hallo?«

Folkmann sprang auf, lief die paar Meter zur Haustür.

»Was ist denn hier los?«, fragte ein älterer Herr. Natürlich hatte er die Absperrung gesehen, war trotzdem zum Haus gegangen.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« Folkmann zeigte dem Mann unaufgefordert seine Dienstmarke.

»Kriminalpolizei! Aha. Ich bin Siegfried Herrmann, der Freund von Frau Ehlers.«

»Kommen Sie bitte rein.« Der Kommissar wollte ihn nicht abwimmeln.

»Noch einmal, was ist hier geschehen?« Er strebte auf das Wohnzimmer zu, um sich dort umzusehen.

»Halt! Gehen Sie nicht weiter.« Folkmann hielt den Mann am Arm fest. »Hier ist ein Tatort.«

»Ein Verbrechen? Was für eins?« Herrmann blieb stehen, sah den Kommissar an. Sein Herz begann, etwas schneller zu schlagen.

»Frau Ehlers und ihr Schwiegersohn wurden erschossen, die Enkelin ist verletzt. Sie ist im Krankenhaus und Herr Dr. Ullbach wurde ebenfalls erschossen.«

»Alles geschah in diesem Haus?! Auch der Hausarzt ist tot?« Er klang entsetzt.

»Ja. Er ist Ihnen bekannt?«

»Er behandelte mich ebenfalls. Kann ich irgendwo Platz nehmen? Diese Nachrichten setzen mir ziemlich zu.« Herrmann fühlte sich plötzlich wackelig auf den Beinen. Alle Personen, die hier waren, hatte er gemocht. Sie alle waren tot. Klaudia hatte ihn gestern Abend gebeten, heute zu dem Gespräch mit ihrem Schwiegersohn hinzuzukommen, sobald er es zeitlich würde schaffen können. Ob Helga dabei sein würde, war nicht klar. Sie hatte bis dahin nicht zugesagt. Welches Thema behandelt werden sollte, wusste er nicht. Klaudia wollte am Telefon nicht darüber sprechen. Sie hatte immer das Gefühl, abgehört zu werden. Diese Vorstellung hatte er ihr nicht ausreden können. Nun, da man sie getötet hatte, würde er den Grund, warum sie ihren Schwiegersohn hatte unbedingt sprechen wollen, nicht erfahren. Weshalb war Dr. Ullbach hier gewesen?, fragte er sich. Was hatte er mit der ganzen Chose zu tun? Krank war jedenfalls keiner. Wäre er bereits mittags hier gewesen, wäre er jetzt ebenfalls tot. Hatte er Glück gehabt, oder war er ganz einfach übrig geblieben? Alt und alleine.

»Natürlich.« Folkmann wies auf einen Stuhl im Esszimmer, sah zu, dass der alte Herr ihn unbeschadet erreichte. Der Kommissar ging in die Küche, füllte ein Glas mit Wasser, gab es Herrmann, der es dankbar annahm.

»Sind die Toten noch hier?«

»Ja. Die Spurensicherung ist gerade bei der Arbeit.«

Herrmann nickte, sah blasser aus als zuvor, trank vom Wasser. »Wir haben in Kürze heiraten wollen.«

»Dann dürfen wir Ihnen unser Beileid aussprechen.«

»Danke. Wie geht es Helga?«

»Das wird sich herausstellen. Sie hat einen Schuss in die Brust abbekommen.«

»Verstehe. Das ist verdammt schmerzlich. Ihre Großmutter und sie hatten sich sehr gemocht.« Er sah auf den Esstisch, auf den er das leere Glas gestellt hatte, griff nach einem Apfel aus der Obstschale. »Wann ist das Ganze geschehen?«

»Vor ungefähr eineinhalb Stunden. Der Nachbar rief uns an, als er Schüsse gehört hatte.«

»Der Täter war weg als Sie kamen, nehme ich an. Die sind regelmäßig weg«, schob er hinterher.

»Na klar. Er war leider nicht so verrückt, auf uns zu warten.«

»Sie haben sicherlich eine Ahnung, wer dahinterstecken könnte?«, fragte Herrmann, sah den Kommissar aus traurigen Augen an.

»Nein. Wie steht es mit Ihnen? Sie hatten Verbindung zur Familie.«

»Die hatte ich zwar, nur wer hier ein solches Verbrechen begangen hat, das entzieht sich meiner Kenntnis. Einen Grund zu der Tat muss es geben. Es gibt immer einen. Die meisten sind absolut banal.«

»Ich habe gehört, Sie waren Richter?«

»Stimmt. Wenn ich mir die Situation so betrachte, dann erinnere ich mich, dass sich bei manchen Vernehmungen menschliche Abgründe auftaten. Ab und zu habe ich mich geschämt, zur Gattung Homo sapiens zu gehören. Es gibt kein mieseres Wesen als den Menschen. Es fragt sich, weil mehrere Personen im Haus waren, auf wen der Mörder es abgesehen hatte?«

»Auf Frau Ehlers, nehme ich an. Schließlich sind die Morde in ihrem Haus verübt worden.«

Herrmann schüttelte den Kopf, gab keine Antwort. Dass der Mörder Frau Ehlers hatte töten wollen, konnte er sich absolut nicht vorstellen. Klaudia war kein Mensch, der sich Feinde schaffte. Sie war eine liebenswürdige Dame, mit der er gern einige Jahre verbracht hätte. Seine letzten Jahre.

»Der Mörder könnte einem der anderen hierher gefolgt sein«, spekulierte Folkmann, als Herrmann sich zu seiner Vermutung nicht geäußert hatte. Der Kommissar setzte sich ebenfalls an den Esstisch, wollte nicht länger herumstehen. Er fühlte sich sowieso ziemlich nutzlos.

»Und gemeint haben, die Tat in diesem Haus auszuführen, wäre am besten?«, beendete der Richter a. D. den Gedankengang des Kommissars.

»Nichts ist unmöglich. Wir haben aufgrund der kurzen Zeit nichts in der Hand.«

»Was wissen Sie über den Schwiegersohn und dessen Frau?« Oberkommissar Kramer schaltete sich in die Diskussion ein. Bisher hatte er zugehört. Die letzte Spekulation seines Kollegen missfiel ihm. Die hörte sich geradezu unwahrscheinlich an.

»Nicht viel«, gestand Siegfried Herrmann, der die Person in der Küche natürlich wahrgenommen hatte. Er hatte vermutet, dass der Mann zur Kriminalpolizei gehörte, deshalb antwortete er. »Klaudia stand auf Kriegsfuß mit ihrer Tochter. Sie kam nie in dieses Haus und ich muss sagen, dass ich Lydia zu keiner Zeit persönlich gesehen habe. Nur auf Fotografien, die vielleicht vor zehn oder fünfzehn Jahren aufgenommen worden waren.«

»Dann wäre sie eventuell gegen eine Heirat gewesen?«

»Wie hätte sie das sein können? Wir sind erwachsen und geistig voll zurechnungsfähig. Der Kriegszustand innerhalb der Familie bestand bereits, bevor ich in Klaudias Leben trat.«

»Wie lange kennen oder kannten Sie sich?«

»Drei Jahre in etwa.«

»Und den Schwiegersohn? Wann hatten Sie mit ihm zum ersten Mal Kontakt?«

»Kurz nachdem Klaudia mich in ihr Haus eingeladen hatte. Also hierher. Er kam mit seiner Tochter zum Abendessen dazu. Ich fand das sehr angenehm. Auch da hatte Lydia gefehlt. Ich kann mich sehr genau erinnern, dass nicht ein Wort über sie gesprochen wurde. Von keinem.«

»Wie war Ihr Verhältnis zum Schwiegersohn?«

»Normal, würde ich sagen. Er war ein sehr angenehmer Mann mit gesunden Ansichten. Man konnte sich gut mit ihm unterhalten. Er war belesen, interessierte sich für viele Dinge.«

»Hatte er sich einmal negativ über eine Heirat geäußert?«

»Nein, nie. Im Gegenteil, er schien froh darüber zu sein. Seine Schwiegermutter hatte jemanden, der sich um sie kümmerte.«

Kramer reichten die Informationen vorerst. Um Herrmann wieder aus dem Haus zu bekommen, fragte er: »Können Sie uns Ihre Adresse geben, falls wir Fragen haben?«

»Gern. Ich wohne in der Wiesenstraße 6.« Dass die Worte des im Dämmerlicht verbleibenden Beamten eine

Aufforderung zum Gehen waren, war ihm durchaus bewusst und er verstand es. Nichtpolizeiliche Personen waren an einem Tatort ungern gesehen. Und ganz sicher an einem Tatort, an dem mehrere Menschen erschossen worden waren. Bei ihm hatte man mit Sicherheit deshalb eine Ausnahme gemacht, weil er früher Richter gewesen war.

»Das ist nicht weit von hier entfernt.«

»Nein. Das war ausgesprochen praktisch. Wenn das Wetter schön war, bin ich zu Fuß hergekommen.«

»So wie heute?«

»Heute nicht. Heute bin ich gefahren, weil ich etwas besorgen musste.«

»Sie nehmen den Tod Ihrer Freundin recht gelassen hin«, meinte Kramer.

»Das täuscht. Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, ist der Tod allgegenwärtig. Man rechnet ständig mit ihm. Freunde, die man aus Studienzeiten her kannte, sterben, berufliche Wegbegleiter verlassen vor einem diese wunderbare Erde. Es wird immer einsamer um einen alten Menschen. Bei jedem Tod eines Angehörigen stirbt man zum Teil mit. Es gibt eine innere, stille Trauer, Herr Oberkommissar.« Der Mann musste mindestens einen Rang über Folkmann haben, dachte Herrmann, sonst hätte Folkmann nicht komplett geschwiegen, als der andere zu fragen begann.

Die Kriminalbeamten kehrten gegen achtzehn Uhr ins Präsidium zurück.

Sie konnten am Tatort nichts mehr ausrichten und im Moment nichts weiter erfahren.

Das Polizeipräsidium war ein prachtvoller Altbau. Er hatte über Jahrzehnte hinweg als Museum gedient, war dann für museale Zwecke zu klein geworden. Man hatte innerhalb von acht langen Jahren ein neues, modernes, großes Museum gebaut. Die Ausstellungsfläche hatte sich verdoppelt, der Eintrittspreis ebenfalls. Wider Erwarten tat der hohe Preis der Besucherzahl keinen Abbruch. Da zur gleichen Zeit, als das Museum in das neue Haus umgezogen war, das alte Polizeipräsidium aus allen Nähten platzte, entschloss man sich in der Stadt, dass die Polizei in das alte Museum umziehen sollte. Das bisherige Polizeipräsidium würde abgerissen werden, da sich niemand für das Gebäude interessierte. Die Umbauten von einem Museum in ein Polizeipräsidium sollten laut Berechnungen der Baubehörde weit weniger kosten als ein Neubau. Wie immer bei großen und größeren Bauvorhaben hatte man sich verrechnet. Es konnte natürlich sein, dass Teile des Geldes in Taschen landeten, die auf der Kalkulationsliste nicht gestanden hatten. Die Landesregierung schluckte die Kröte notgedrungen und beendete den Umbau mit knirschenden Zähnen. Folgen für das Bauamt hatten die Fehlkalkulationen keine. Alle Mitarbeiter behielten ihre Posten. Das war für die Angestellten der Auftakt zu einem Weiter-So.

Die Polizeibeamten waren in ihrer Gesamtheit froh, in den repräsentativen Altbau einziehen zu können. Das Gebäude war ein Schmuckstück der Stadt. Die Mauern waren dick und im Sommer war es kühl in den Räumen. Für den Winter hatte man leistungsfähige Heizungen eingebaut. So feudal und antik das Gebäude von außen aussah, innen war es mit neuer Technik ausgerüstet. Der

Polizeidirektor legte Wert darauf, dass es hieß: Mit neuer Technik, nicht mit neuester Technik. Die hatte man ihm verweigert. Das wäre wesentlich teurer geworden. Alle Außentüren konnten zum Beispiel durch einen einzigen Knopfdruck verriegelt werden. Diese Tatsache wurde immer wieder angeführt, wenn Besucher Fragen stellten. Leider gab es keinen Knopf oder Taste, die ihnen auf Berührung hin auf den Computer-Bildschirmen den Täter eines Verbrechens aufzeigte. Das war ein ungeheueres Manko.

»Herr Folkmann, Sie fahren zur Witwe des Arztes. Die Dame muss schließlich wissen, dass sie zu einer solchen geworden ist. Frau Brandt, wir beide werden Frau Krankel aufsuchen.« Jochen Kramer sah sie an, versuchte, deren Mimik zu deuten, konnte es nicht, da sie weiterhin auf ihrem Block Strichmännchen zeichnete und nicht aufsah. Der Oberkommissar hatte überlegt, dass eine Frau mit Lydia Krankel vielleicht besser umgehen konnte als er oder ein eventuell anwesender Pfarrer. Die Salbaderei der Brüder konnte und wollte er nicht über sich ergehen lassen. Sollte sie einen Priester brauchen, stand es ihr frei, sich einen kommen zu lassen, wenn die Polizei weg war.

»Ich hasse es, Überbringerin so schrecklicher Nachrichten zu sein.« Susanne Brandt wollte nicht mitgehen, getraute sich jedoch nicht, diesen Sachverhalt Kramer ins Gesicht zu sagen. Sie stöhnte, sackte auf ihrem Stuhl in sich zusammen und legte den Bleistift mit einem Knall auf den Schreibtisch.

»Wem zum Teufel macht das Spaß?« Kramer war für Augenblicke ungehalten.

»Ich fahre jetzt los«, ließ sich Folkmann vernehmen. »Soll ich danach ins Krankenhaus fahren und Erkundigungen über den Gesundheitszustand von Helga Krankel einholen?«

»Tun Sie das. Rufen Sie sofort an, wenn sich etwas Gravierendes ereignet. Wenn sie stirbt, zum Beispiel.«

Folkmann nickte, nahm seine Jacke vom Haken und verließ das Haus.

»Lassen Sie uns ebenfalls fahren. Die Frau sollte die schlechten Nachrichten nicht von dritter Seite bekommen. Wer immer in diesem Fall die dritte Seite sein mag.« Kramer ging zur Tür, wartete auf Frau Brandt und ließ sie vor sich den Gang zur Treppe entlanglaufen. Er hatte von Willi Schmitt erfahren, dass er gehört hatte, dass Susanne Brandt wahrscheinlich Helgas Leben durch ihr rigoroses und besonnenes Eingreifen gerettet hatte. Der Oberkommissar war erfreut über das Lob gewesen, würde es zu gegebener Zeit an sie weitergeben.

Gegen achtzehn Uhr dreißig standen sie vor dem Haus im Lohner Weg Nummer 7. Im Gegensatz zum Haus der Mutter war dieses Wohngebäude ein sehr einfacher Plattenbau, ohne jeden Putz auf den Außenwänden. Dunklere Streifen zogen senkrecht die Wände entlang, ließen es ein wenig verwahrlost aussehen. Vom Dach verdrecktes Regenwasser war an den Stellen entlanggelaufen, hatte Spuren hinterlassen. Hätten nicht wuchernde Büsche die Platten etwas verdeckt, wäre das Bild wahrscheinlich noch hässlicher gewesen. Susanne Brandt würde sich nicht gewundert haben, wenn hinter dem Haus ein gesondertes Plumpsklo gestanden hätte. Vielleicht war

die Verschiedenartigkeit der Wohnhäuser ein Streitpunkt zwischen Mutter und Tochter gewesen. Vorstellen hätte sie sich das können. Wenn sie sich umblickte und die anderen Bauwerke ansah, war Frau Krankels Haus nicht schlechter oder besser als die umstehenden Gebäude. Dieser Teil der Stadt würde über kurz oder lang zu den heruntergekommenen Bezirken gehören. Stand das erste Haus leer, würden mit Sicherheit Ausländer dort einziehen und weitere würden folgen. So ein Wechsel der Bewohner bedeutete in der Regel den endgültigen Abstieg einer Straße. Jeder, der etwas auf sich hielt und dem es finanziell möglich war, müsste zusehen, einen Umzug in eine bessere Gegend hinzukriegen.

Die Kommissarin hoffte im Augenblick, dass Lydia Krankel nicht zu Hause war. Es war ein idiotischer Wunsch, sie würden erneut herfahren dürfen. Das kommende Gespräch nahm ihnen niemand ab. Kramer läutete und gleich darauf hörten sie schnelle Schritte auf die Haustür zukommen.

Lydia Krankel, Mitte vierzig, sah gut und gepflegt aus, war circa einen Meter siebzig groß, trug ein elegantes Kleid und hochhackige Schuhe. Ihr ganzes Outfit passte nicht zum Gebäude. Sie war dabei, das Haus zu verlassen, dachte Brandt, hatte jemand anderen erwartet. Jemanden, mit dem sie Spaß haben konnte und nicht sie beide, die ihr den Rest des Tages versauen würden.

»Oh!«, wunderte sich Lydia Krankel, als sie zwei Fremden die Tür so spontan geöffnet hatte. Sie hatte angenommen, ihr Bekannter würde sie abholen, obwohl er ihr gesagt hatte, sie müsste sich selbst auf den Weg zu ihm machen. Ihre Freude, als sie die Klingeltöne hörte, war nicht gerechtfertigt gewesen.

»Kriminalpolizei.« Jochen Kramer und Kollegin Susanne Brandt hielten der Dame ihre Dienstmarken vor die Nase.

»Ja und?«, fragte Lydia Krankel, warf kaum einen flüchtigen Blick auf die Legitimationen.

»Können wir einen Augenblick ins Haus gehen?«, fragte Kramer. »Es ist ziemlich unglücklich, zwischen Tür und Angel mit Ihnen zu reden.«

»Ich habe keine Zeit. Sie sind in einem sehr ungünstigen Moment gekommen. Sagen Sie hier und jetzt, was Ihnen auf dem Herzen liegt.« Sie gab den Weg ins Haus nicht frei.

»Es wäre besser, sie hätten ein wenig Zeit für dieses Gespräch.«

Lydia Krankel sah die Beamten schweigend an, trat einen Schritt beiseite und ließ sie widerwillig ins Haus. Sie hatte überlegt, dass sie sie schneller loswurde, wenn sie sich deren Ansinnen für zwei, drei Minuten fügte. Im Wohnzimmer, einem unerwartet großen Raum, überwiegend mit Polstermöbeln in dunkelgrüner Farbe ausgestattet, bot sie ihnen nach einiger Überlegung an, sich zu setzen. Eigentlich hatte sie sie stehen lassen wollen. Wenn die beiden allerdings glaubten, etwas zu trinken aufgetischt zu bekommen, waren sie schwer im Irrtum. Sie sollten nicht glauben, sich bei ihr festsetzen zu können. Lydia stellte sich hinter einen Sessel, sodass die Beamten, wollten sie sie ansehen, zu ihr aufsehen mussten, fragte: »Was gibt es denn so Wichtiges?« Ihre Stimme klang abweisend, die Freundlichkeit von eben war verschwunden.

»Frau Krankel«, sagte Kramer, er fühlte sich unwohl,

weil er in Gegenwart einer sich nicht hinsetzen wollenden Frau selbst Platz genommen hatte. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er wieder aufstehen sollte, ließ es jedoch. »im Haus Ihrer Mutter hat es ein Verbrechen gegeben. Es sind drei Menschen erschossen worden.«

Lydia hörte die Worte, wartete ab, ob mehr kam. Als die Beamten nichts weiter sagten, vielmehr auf eine Reaktion von ihr warteten, fragte sie ohne großes Interesse. »Und, wer ist erschossen worden?«

»Ihr Ehemann, Frau Krankel. Er hielt sich zu der Zeit bei Ihrer Mutter auf. Dann wurde Ihre Mutter und der Hausarzt Ihrer Mutter getötet.«

»Dr. Ullbach?«

»Ja. Und Ihre Tochter Helga liegt mit einer Schusswunde im Krankenhaus. Wie schwerwiegend die Verletzung ist, können wir nicht sagen. Uns liegt bisher kein Bulletin vor.«

Lydia Krankel ging betont langsam um den Sessel herum, setzte sich jetzt doch, achtete aber darauf, dass ihr Kleid nicht zu viele Falten bekam, lehnte sich vorsichtig zurück. Wie fühlte sie sich mit diesen Nachrichten? Sie horchte in sich hinein. Eigentlich wie zuvor. Die Mitteilung über das Verbrechen hatte in ihr nichts bewirkt. Genauso gut hätte man ihr sagen können, in Frankfurt oder München hatte es einen schweren Autounfall gegeben. Ihr fiel auf, dass die beiden Kriminalbeamten sie irgendwie taxierend ansahen, erwarteten eine Äußerung, eine Stellungnahme. Gut, die sollten sie bekommen: »Das ist ja grauenhaft! Wer ist dafür verantwortlich?«

»Das wissen wir nicht. Wir möchten Ihnen unser Beileid ausdrücken.« Es waren die ersten Worte von Susanne Brandt in diesem Haus.

»Danke. Was soll ich Ihrer Meinung nach tun? Was erwarten Sie von mir?«

»Sie müssten morgen Ihre Mutter und Ihren Mann identifizieren.« Kramer schaltete sein Mitgefühl aus. Es war nicht gefragt. Emotionale Kälte kam besser an.

»Ja. Dass das kommt, habe ich befürchtet.« Es machte ihr nichts aus, dass die beiden ermordet worden waren. Sie hatte überlegt, ob nach kurzer Zeit möglicherweise ein seelischer Schmerz einsetzte? Er blieb aus. Es gab keinen Schock. Na ja, sie hatte eh seit Jahren kein gutes Verhältnis zu ihnen. Lydia beobachtete jetzt etwas anderes. Der Polizist begann, sie mit kälteren Augen anzusehen, die mitfühlende Sympathie war verschwunden. Der wahre Kriminalbeamte kam zum Vorschein. »Sie werden sich wahrscheinlich wundern, dass ich nicht in Tränen ausbreche«, sagte Lydia, »wir alle haben uns auseinandergelebt. Meine Mutter habe ich seit Jahren nicht gesprochen oder gesehen. Harald, mein Göttergatte, ist mir ebenfalls fremd geworden. Wir haben monatelang über eine Trennung geredet, sie aus Bequemlichkeit nicht vollzogen. Vielleicht von seiner Seite aus, aus anderen Gründen. Hatte er eine Freundin, die er nach einiger Zeit loswerden wollte, war es für ihn sehr bequem zu sagen, er sei verheiratet und könne sich nicht fester an sie binden. Er ging konsequent seinen Interessen nach und nutzte unsere auf dem Papier bestehende Ehe für sexuelle Abenteuer. Dass Helga lebt, freut mich für sie.«

»Werden Sie Ihre Tochter in der Klinik besuchen?«, fragte Kommissarin Brandt, die nicht verstand, dass man eigenem Fleisch und Blut gegenüber so gleichgültig sein konnte, wie die Dame es war oder wie sie es ihnen vor-

spielte. Sie an Lydias Stelle wäre schon auf dem Sprung zur Klinik. Für sie gäbe es kein Halten, wenn jemand aus ihrer Familie im Krankenhaus läge.

»Wenn ich Zeit dafür habe. Im Augenblick passt es nicht. Und jetzt darf ich Sie bitten, zu gehen. Sie haben Ihrer Pflicht Genüge getan. Außerdem, ich muss fort.«

»Wir werden uns mit Sicherheit noch sprechen.« Oberkommissar Kramer stand vom Sofa auf.

»Wenn Sie meinen.« Lydia Krankel erhob sich ebenfalls und ging mit flotten Schritten in Richtung Haustür. Die Beamten folgten ihr.

Draußen meinte Brandt: »Das war ein Rauswurf.«

»Mir ist es lieber, jemand zeigt, dass er für seine Leute nichts empfindet, als dass der Mensch vor gespieltem Schmerz zusammenklappt.«

»Auch wahr. Warum soll sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen! Wenn keine Gefühle vorhanden sind, kommt man in aller Regel besser durch die Welt. Ich möchte allerdings deren Welt nicht kennenlernen.«

Dirk Folkmann war auf dem Weg zu Frau Ullbach. Die Weberstraße lag im selben wohlhabenden Viertel wie die Königsstraße. Es war demnach kein Wunder, dass die Bewohner der Königsstraße in der Praxis Dr. Ullbach ein und aus gingen. Der Arzt fügte sich ein, denn er war den dort wohnenden Menschen genehm. Ein Doktor mit Migrationshintergrund wäre gemieden worden. Dessen Praxis würde Pleite gehen. Das Haus mit der Nummer 33 stand etwas von der Straße zurückgesetzt da. Die Patienten konnten sich nach der Behandlung mit anderen Patienten auf dem Bürgersteig unterhalten, ohne dass sie

dadurch vorbeigehenden Fußgängern im Wege standen. Rechts und links neben dem Haus gab es Einzelhandelsgeschäfte. Sogenannte edle Waren wurden verkauft, wie Schmuck, Pelze und Lederwaren. Die nächste Apotheke stand fünfzig Meter weiter links in Richtung Stadtmitte. Sie machte gute Geschäfte. Der überwiegende Teil der Patienten von Dr. Ullbach war privat versichert. Diese Kranken kauften nicht nur Medikamente, sondern gleich Pflegemittel aller Art, die zwar überflüssig waren und zur Gesundung nichts beitrugen, dem Apotheker jedoch ein finanziell behagliches Leben bescherten. Diese Apotheke stand nicht vor der Aufgabe, wie so einige Konkurrenzunternehmen in der Innenstadt. Jedenfalls bisher nicht. Wenn die Praxis schließen müsste, weil kein Nachfolger für den Doktor in Sicht wäre, sähe es in Kürze anders aus.

Die Wohnung von Dr. Ullbach lag im selben Haus wie dessen Praxis. Die Praxis war im Erdgeschoss eingerichtet worden, die Wohnung im ersten Stock. Im zweiten Stock hatte sich ein Rechtsanwalt niedergelassen. Das Schlimme war, es gab keinen Fahrstuhl. Die Mandanten des Anwaltes mussten tatsächlich zwei Etagen zu Fuß gehen. Für manche war das zu viel und die suchten sich einen Anwalt aus, der ihnen einen komfortableren Weg zur Kanzlei bieten konnte.

Folkmann, der annahm, Frau Ullbach arbeitete mit ihrem Mann zusammen, betrat die Praxis und bat darum, mit Frau Ullbach sprechen zu können.

»Frau Ullbach ist in der Wohnung. Wenn sie dort bitte klingeln würden«, erwiderte die junge Dame an der Rezeption, wandte sich bereits wieder einem Patienten zu, der recht ungehalten zu sein schien.

Folkmann stieg die Marmortreppe nach oben. Das Treppenhaus war in Weiß gehalten. Es sah klinisch rein aus. Nicht das kleinste Sandkorn war zu sehen. Der Kommissar war für Sauberkeit, das hier fand er übertrieben.

Frau Ullbach, eine Frau um die fünfzig, schlank, um nicht zu sagen mager, öffnete die Wohnungstür, bevor der Kommissar im ersten Stock angekommen war. Sie war überrascht, statt ihres Mannes einen Fremden die Stufen heraufkommen zu sehen. »Sie wollen zu mir?«, fragte sie. »Ich hatte angenommen, als ich Schritte im Hausflur hörte, mein Mann käme endlich. Das Wartezimmer ist nämlich brechend voll.« Sie fühlte sich genötigt, eine Erklärung für ihr vorzeitiges Öffnen der Wohnungstür abzugeben. Sie wollte nicht neugierig erscheinen, schließlich konnte der Besucher ein Mandant des Rechtsanwaltes sein.

Folkmann nickte verständnisvoll. »Ich komme von der Kriminalpolizei und würde gern mit Ihnen reden. Mir wäre es lieb, wenn das in der Wohnung geschehen könnte.«

»Kriminalpolizei? Hatte mein Mann einen Unfall? Hat er sich deshalb nicht gemeldet?« Sie war genervt. Alle viertel Stunde rief man bei ihr an, fragte, ob sich ihr Mann inzwischen eingefunden hatte.

Folkmann schüttelte bei dem Wort Unfall den Kopf, was Frau Ullbach sofort beruhigte. Ansonsten blieb der Kommissar die Antwort schuldig.

»Kommen Sie. Setzen wir uns gleich in die Küche.« Sie ging mit kleinen, eifrigen Schritten vor. Ihr sommerlich leichtes Kleid schlackerte um sie herum, schien viel zu groß für sie zu sein. Entweder hatte sie abgenommen,

dachte Folkmann, oder sie trug das Kleid einer fülligeren Frau auf. Frau Ullbach fühlte sich gehetzt. Ihr Mann nahm keine Rücksicht auf sie, vereinbarte Termine, ohne zu sagen, wann er wieder zurück war. Und die Polizei, in Gestalt dieses jungen Mannes, im Haus zu haben, passte ihr momentan überhaupt nicht.

Folkmann ließ sich auf einem Holzstuhl mit Kissen nieder, nachdem Frau Ullbach Platz genommen hatte.

»Frau Ullbach«, begann er, »im Haus von Frau Ehlers, einer Patientin Ihres Mannes, hat es ein furchtbares Verbrechen gegeben. Es sind drei Personen gestorben. Ihr Mann ist leider unter den Toten.«

»Mein Mann ist tot?« Sie verstand nicht, was Folkmann damit meinte, verzog das Gesicht zu einem ungläubigen Lächeln.

»Er wurde erschossen.«

»Erschossen?«, wiederholte sie leise, bekam erst jetzt den Sinn der Worte mit, weil sie sich bisher nicht auf Folkmanns Sätze konzentriert hatte. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, an ihre Probleme zu denken, die wichtiger erschienen als die Aussagen des Mannes vor ihr. Sie wurde blass, fast bleich und augenblicklich begannen Tränen zu fließen.

Folkmann saß stumm vor der Frau, tat nichts. Er konnte einfach nichts tun. Nichts hätte deren Kummer gelindert. Zudem fühlte er sich linkisch und ausgesprochen fehl am Platze. Weinende, ältere Frauen waren ihm ein Graus. Wenn bei seiner Mutter Tränen flossen, suchte er stets das Weite. Die Erfahrung hielt sie jedoch nicht davon ab, bei nächster Gelegenheit erneut in Tränen auszubrechen, wenn ihr einziger Sohn sich weigerte, ihr

in Oldenstadt eine Wohnung zu suchen, damit sie sich in dessen Nähe aufhalten konnte. Den Zahn musste Dirk seiner Mutter ziehen, denn weder er noch seine Frau waren erpicht darauf, sie in ihrem Umkreis zu wissen.

Frau Ullbach drehte sich herum, riss ein Blatt vom Küchenpapier ab, presste es gegen die geröteten Augen. »Können Sie den Tod meines Mannes bitte in der Praxis bekannt geben. Ich kann das jetzt nicht. Ich bin dazu nicht in der Lage«, schluchzte sie. »Die müssen das wissen. Die Patienten müssen nach Hause gehen.«

Der Kommissar erhob sich wortlos, lief aufatmend die Treppe hinunter zur Praxis. Dieselbe junge Frau, die ihn nach oben geschickt hatte, sprach ihn an: »Ist Frau Ullbach nicht da?«

»Doch, sie ist da. Schicken Sie bitte alle Patienten nach Hause. Herr Dr. Ullbach ist tot. Er ist heute Nachmittag erschossen worden.«

»Nein!«, rief die Sprechstundenhilfe entgeistert laut aus. »Wer sind Sie überhaupt? Wie können Sie so etwas Ungeheuerliches behaupten?«

Kommissar Folkmann nahm seinen Ausweis und legte ihn kommentarlos vor sie hin.

Die Sprechstundenhilfe las den Text, bewegte sich wie aufgezogen, als sie ins Wartezimmer ging. Mindestens fünfzehn Augenpaare sahen ihr erwartungsvoll entgegen. Folkmann hörte, was sie sagte: »Sie müssen nach Hause gehen. Ich habe eben die Mitteilung erhalten, dass Herr Dr. Ullbach erschossen worden ist.« Sie weinte los und lief zu ihren beiden Kolleginnen, die sich in anderen Räumen aufhielten, sich dort beschäftigten. Alles, was sie mit den Patienten hatten machen können, hatten sie getan. Jetzt war der Doktor dran.

Dirk Folkmann verkrümelte sich schnell und leise zurück nach oben in die Wohnung. Den Tumult in der Praxis wollte er nicht miterleben. Außerdem wollte er dem wahrscheinlichen Ansturm neugieriger Fragen ausweichen. Er fühlte sich nicht dazu berufen, Patienten Rede und Antwort zu stehen. Wenn sie Genaueres wissen wollten, sollten sie morgen oder übermorgen die Zeitung lesen.

Frau Ullbachs Gesicht sah verweint aus, als er ihr gegenüber erneut Platz nahm. »Wer ist außer meinem Mann tot? Sie sagten, es wurden drei Menschen erschossen.«

»Frau Ehlers und deren Schwiegersohn. Ihre Enkelin ist verletzt.«

Frau Ullbach starrte ihn an. »Aber warum mein Mann? Das sieht nach einer Familientragödie aus. Er passt überhaupt nicht dazu.«

»Wir werden das Verbrechen aufklären«, versprach Folkmann. »Mehr kann ich Ihnen zum augenblicklichen Zeitpunkt nicht sagen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Frau Ehlers den Tod hatte finden sollen. Sie war so eine zuvorkommende Dame. Wir kannten sie seit Jahrzehnten.«

»Wir können dazu wirklich nichts sagen. Unsere Ermittlungen haben ja nicht einmal richtig angefangen.«

»Verstehe. Mein Mann hielt sich ausgerechnet zu der Zeit dort auf.«

»Ja. So unfair spielt das Leben. Niemand kann in die Köpfe von Mördern sehen.«

»Das ist so ungerecht. Mein Mann hat sein Leben lang allen geholfen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Er hat seine Gesundheit ruiniert, um Kranke nicht im Regen stehen

zu lassen. Dann wird er einfach erschossen. Einfach so, als ob er nichts wert wäre.« Ihre Tränen begannen erneut zu rinnen.

Folkmann betrachtete die ehemals blonde Frau. Sie war im Laufe ihres Lebens grau geworden. Die Stirn hatte Falten bekommen. Sie hatten sich in die Haut eingegraben. Frau Ullbach würde schnell altern. Ob seine Frau mit Anfang fünfzig ebenso unvorteilhaft aussehen würde? Er hoffte es nicht. Aber es kam auf das Leben an. Wer wusste, was vor ihnen lag?

»Kommen Sie allein zurecht, oder soll ich Ihnen jemanden rufen?«, fragte Kommissar Folkmann. Dieser Satz war die Standardfloskel bei Todesfällen. Der Kommissar wollte gehen. Er fühlte sich nicht zum Samariter berufen. Auch nicht zum Psychiater, wenn Angehörige von Getöteten sich aussprechen wollten. Er hatte kein Ohr für sie. Alles in ihm weigerte sich, sich Klagen von ihm unbekannten Leuten anzuhören. Der Beruf eines Psychiaters oder Psychologen wäre für ihn denkbar ungünstig.

»Ich brauche niemanden«, winkte Frau Ullbach ab. Sie hatte immer allein zurechtkommen müssen. Ihr Mann war eine Hilfe für Patienten, seine Frau beachtete er in den seltensten Fällen. Sie durfte für ihn putzen und kochen. Wenn er am Abend eingeladen wurde, was wirklich ab und zu vorkam, ging er alleine. Für sie war das Fernsehen als Unterhaltung da. Wenn sie in der Praxis mithalf, durfte sie die zufriedene, lächelnde Ehefrau spielen. Ein in seinen Ohren nörgelndes Wort und er schickte sie in die Wohnung zurück.

»Fühlen Sie sich dazu in der Lage, morgen Ihren Mann offiziell zu identifizieren?«, hörte sie den Beamten fragen.

»Das werde ich wohl müssen. Ich fahre am Vormittag zur Pathologie.«

»Danke.« Folkmann verschwand auf lautlosen Sohlen. Unten im Haus und auf der Straße stieß er auf einige Patienten, die es nicht fassen konnten, dass ihr Hausarzt erschossen worden war. Sie mussten miteinander kommunizieren, um ihre Frustration loszuwerden. Sie konnten es nicht verstehen, dass, wenn der Mann bereits am Nachmittag erschossen worden war, sie nicht früher davon gehört hatten. Warum hatten sie stundenlang im Wartezimmer sitzen müssen? Das war verschwendete Zeit. Er hörte Sätze wie: Wer übernimmt nun die Praxis? Wir müssen uns einen neuen Arzt suchen. Die Welt wird zunehmend schlimmer und die Polizei macht nichts dagegen. In diesem Tenor würde es eine Weile weitergehen. Wie schnell sich die Leute mit der Situation abgefunden hatten, kam dem Kommissar in den Sinn. Sie dachten nicht an den Arzt, nicht an dessen Frau. Sie hatten sich selbst im Blick, wollten wissen, was für sie wichtig war, nämlich: Wo bekamen sie so schnell wie möglich einen neuen Arzt her? Das war der einzige Punkt, der sie interessierte. Und, wenn sie einen Mediziner gefunden hatten, wie lange mussten sie warten, bis sie beim neuen Arzt einen Termin vereinbaren konnten? Ullbach, der Mensch, der Doktor, war bereits aus deren Gedächtnis verschwunden, als sie die Praxis verließen und auf den Bürgersteig traten.

Folkmann war froh, sich für eine Weile ins Auto setzen zu können und abzuschalten. Die abendliche Fahrt durch die Stadt war entspannend. Sehr viele Wagen waren nicht unterwegs. Er ließ das Seitenfenster herunter, freute

sich über den Wind, der durch den Wagen zog. Er fuhr langsam, wollte die kurze Zeit genießen, die er brauchte, um ins Krankenhaus zu fahren, wollte an nichts Berufliches denken. Eigentlich wäre es schön, sich treiben zu lassen, überlegte er. Man müsste ein viertel Jahr Pause machen und durch verschiedene Länder fahren. Ein paar Tage dort bleiben, wo es ihnen gefiel und weiterziehen, wenn sie genug von der Gegend hatten. Leider würde sich dieser Wunsch aus finanziellen Gründen nicht realisieren lassen.

Das Tageslicht verschwand allmählich. Die Schatten der Bäume und Häuser wurden länger, länger als die Bäume selbst, bis es am Ende nur Schatten gab. Einzelne Fußgänger kamen ihm entgegen. Die meisten Menschen hatten es eilig, wollten wahrscheinlich nach Hause, Feierabend machen. Das Krankenhaus kam näher. Zu schnell für sein Empfinden. Wenn es nicht merkwürdig ausgesehen hätte, wäre er gern eine Weile auf dem Parkplatz im Wagen sitzen geblieben. Zwischen den einzelnen Parkreihen standen Bäume, unterteilten das Gelände. Vögel piepsten vereinzelt in den Zweigen. Die hatten keine Sorgen. Sie lebten einfach in den Tag hinein. Sie fragten nicht, wo sie Essen für morgen fanden, nahmen alles hin, wie es kam. Die Evolution hatte sie nicht mit einem Gehirn ausgestattet, das sich mit der Zukunft beschäftigte, nur mit dem Augenblick, mit dem Jetzt. Ob das günstig war? Ob sie das Gestern ausgeblendet hatten? Oder lernten sie aus dem abgelaufenen Leben?

Im Marien-Krankenhaus, einer katholischen Einrichtung, fragte Kommissar Folkmann am Informationsschalter nach Helga Krankel.

»Wer soll das sein?«, fragte die Schwester.

»Eine junge Frau, die heute Nachmittag mit einer Schusswunde eingeliefert wurde.«

»Ah ja. Die Patientin müsste in der chirurgischen Abteilung liegen. Zweiter Stock. Die Oberschwester hilft Ihnen auf der Station sicherlich gern weiter.«

Dirk Folkmann wartete auf den Fahrstuhl, dessen Schacht ein paar Meter vom Informationsschalter entfernt lag. Er hatte nicht vor, die Treppen raufzulaufen, er fühlte sich müde, abgespannt. Oben angelangt, hielt er die nächste Person in einem weißen Kittel an, wahrscheinlich ein Pfleger. »Ich möchte gern erfahren, wie es Frau Helga Krankel geht.«

»Sind Sie ein Angehöriger?«

»Ich bin von der Kripo.«

Der Mann drehte sich suchend um. »Da kommt Herr Dr. Schöne. Der kann Ihnen Auskunft geben.« Der weiße Kittel entschwand, ließ den Kommissar stehen.

Folkmann ging Dr. Schöne ohne Hast entgegen.

»Sie wollen zu mir?«, fragte der Arzt.

»Möchte ich. Wie geht es Frau Krankel? Ich bin von der Kriminalpolizei. Wir hatten die junge Frau gefunden.«

»Frau Krankel hat enormes Glück gehabt. Die Kugel ist dicht am Herzen vorbeigeschrammt, hat kein wichtiges Organ lebensgefährlich verletzt.«

»Sie wird also überleben.«

»Davon gehen wir aus. Wenn Sie mit ihr reden wollen, dann bitte nur kurz. Sie ist durch den Blutverlust ziemlich schwach.«

Der Kommissar nickte. »Wo liegt sie?«

»Auf der Intensivstation. Gehen Sie einfach geradeaus weiter.«

Der Flur dieser Abteilung war in hellem Olivgrün gehalten. Grün, die Farbe der Hoffnung. Die Farbe der Kittel in der Chirurgie. Vielleicht hatte man deshalb diese Farbe für die Abteilung gewählt. Man hoffte, dass die Operation gut ausging, dass sein Angehöriger, der operiert wurde, einem fähigen Arzt in die Finger fiel. Miserable Handwerker gab es überall in den Kliniken.

Alle paar Meter hing rechts und links in den Gängen ein Bild an der Wand. Viele waren ganz offensichtlich von Kindern gemalt worden. Einige hatten versucht, kirchliche Motive darzustellen. Folkmann fand sie ziemlich misslungen. Geld für Gemälde hatte man nicht ausgeben wollen. Kinderarbeiten kosteten nichts. Außerdem konnte man wunderbar sagen, dass die Eltern der Kleinen stolz waren, dass die Zeichnungen ihrer Sprösslinge an den Wänden prangten.

Der Kommissar hatte in der Intensivstation einen Kittel überzuziehen und eine Haube aufzusetzen. Seine Schuhe steckten in Plastikhüllen. Anders ließ man ihn nicht zu den frisch operierten Patienten. Der Kommissar kannte die Prozedur aus seinem Privatleben. Er war bisher öfter in solchen Räumen gewesen, als ihm lieb war. Nicht nur der Beruf brachte das mit sich.

Eine Schwester führte ihn zum Bett von Frau Krankel. »Nicht lange«, flüsterte sie ihm zu.

Als die Schwester weg war, holte er sich auf leisen Sohlen von der Wand einen Stuhl, setzte sich neben die junge Frau. Diverse Schläuche waren an ihren Armen und Händen befestigt. Farblose Flüssigkeiten tropften und rannen in die Adern.

Helga Krankel schlief nicht, aber ihre Augen fielen immer wieder zu. Sie schien sich mit Macht wachhalten zu wollen. »Wer sind Sie?«, fragte sie leise.

»Kommissar Folkmann.«

»Endlich. Ich muss Ihnen was sagen«, wisperte sie. »Es ist dringend.«

Der Kommissar beugte sich vor, um sie besser verstehen zu können. Kannte sie den Täter vielleicht? Das wäre eine wirklich tolle Nachricht. Es ging um etwas ganz anderes.

»Ich habe einen kleinen Sohn, Felix. Er ist eineinhalb Jahre alt. Er soll bei seinem Vater oder dessen Eltern bleiben, solange ich mich nicht um ihn kümmern kann.«

»In Ordnung«, nickte Folkmann.

»Meine Familie weiß nichts von dem Jungen. Das soll so bleiben.«

»Gut, wir werden uns danach richten«, wurde ihr versprochen.

»Danke.« Das klang erleichtert. Sie schien sich nach der Aussage fallen lassen zu können.

Bevor sie einschlief, fragte Folkmann: »Haben Sie den Täter gesehen? Den Mann, der geschossen hatte?«

»Er hatte schwarze Kleidung an. Der Kopf war nicht zu sehen, nur Augenschlitze.«

»War er groß?«

»Ja, und schlank. Gesagt hat er nichts, gleich drauflos geschossen. Ich glaube, meine Mutter steckt dahinter.«

»Ihre Mutter?« Vor Überraschung sprach er die zwei Worte lauter aus, als er vorhatte. Folkmann blickte sich schuldbewusst um, ob er die anderen beiden Patienten gestört hatte. Das schien nicht der Fall zu sein. Jedenfalls

bewegten sie sich nicht und die Maschinen zeigten nicht an, dass sich einer von denen erschreckt hatte.

»Sie hat uns alle öfter tot sehen wollen.« Helga Krankel schwieg. Sie musste erst neue Kraft sammeln, um weiterreden zu können. »Passen Sie auf Felix auf«, bat sie. »Lebt eigentlich noch jemand?«

»Nein. Ihre Großmutter und Ihr Vater sind tot.«

»Und der Doktor?« Es war nur mehr ein Wispern.

»Der auch.«

»Der auch?« Ihre Stimme war so leise geworden, dass Folkmann nur ahnen konnte, was sie gesagt hatte. Als er sie anblickte, füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Ich lasse Sie jetzt in Ruhe. In den nächsten Tagen komme ich zurück, wenn es Ihnen besser geht.« Folkmann hatte bei den letzten Worten das Gefühl, dass die junge Frau ihn nicht hörte. Die Augenlider in dem weißen Gesicht waren zugefallen. Ihr Atem ging gleichmäßig. Der Kommissar verließ die Abteilung, warf dabei einen Blick auf die beiden weiteren Patienten, die ebenfalls an Maschinen angeschlossen waren und überwacht wurden. Helga hat einen Sohn, dachte er. Und sie beschuldigt ihre Mutter, das Desaster angerichtet zu haben. Ob etwas Wahres dran ist, oder ob es Hirngespinste sind? Sie steht gewiss unter Einfluss von Medikamenten. Ob die Mittel das Denkvermögen beeinträchtigen können? Man sollte ihre Aussage auf alle Fälle mit Vorsicht behandeln. Ganz außer Acht lassen konnte man sie jedenfalls nicht. Er erinnerte sich, dass er in seiner Wut nach einem Streitgespräch einmal zu seinem Vater gesagt hatte: »Ich wünschte, du wärst tot.« Das sagt man so, wünscht es sich nicht in Wirklichkeit. Sein Vater war ein paar Tage

pikiert. Als er sich später entschuldigte, hing der Haussegen wieder gerade. Vielleicht war es in Helgas Familie so ähnlich. Nur wird sich niemand entschuldigt haben. Deswegen schwelte wahrscheinlich im Unterbewusstsein der Zorn weiter.

Es war kurz vor einundzwanzig Uhr. Folkmann fuhr ins Präsidium anstatt nach Hause. Er hatte es im Gefühl, dass die Kollegen dort waren und auf ihn warteten. Über Handy unterrichtete er seine Frau, dass er später nach Hause kommen würde als angenommen. Nicht, dass sie sich Sorgen machte.

Die ganze Abteilung war zugegen, selbst Hauptkommissar Roland Porter. Sie setzten sich um ihren größten Tisch, der für zehn bis zwölf Personen gedacht war, nicht nur für vier. Dummerweise konnte ihre Abteilung nicht erweitert werden. Sie fanden keine Kollegen, obwohl die Personalabteilung sich nach Kräften bemühte, wenigstens einen oder zwei zu finden.

»Was haben wir?«, fragte Porter, der sich in der Zwischenzeit, soweit es ging, über den Stand des Falles hatte informieren lassen.

Ihr Hauptkommissar war achtundvierzig Jahre alt, verheiratet und hatte zwei Söhne. Beide machten im nächsten Jahr das Abitur und hatten vor, ihr Elternhaus so schnell wie möglich zu verlassen. Ihren Vater empfanden sie als zu dominant. Wenn er bei der Polizei Leute herumkommandierte, war ihnen das egal. Zu Hause hatten die beiden seine führende Rolle satt. Sie wollten einfach seinem Herrschaftsbereich entkommen, ihr Leben

in die eigenen Hände nehmen. Mutter Petra war nicht einverstanden, hielt sich jedoch vornehm zurück, wenn das Thema auf den Tisch kam. Sie wusste aus eigener Erfahrung, wie schnell man in den Schoß der Familie zurückkehrte, wenn man erfuhr, dass in der freien Welt gar nichts nach ausgerechnet ihrer Nase laufen würde. Sollten ihre Kinder ruhig Erfahrungen sammeln. Roland amüsierte sich, wenn Petra ihn über die Vorstellungen der Söhne ins Bild setzte. Sollten sie sich die Hörner abstoßen, meinte er grinsend. Mit Verboten erreichte man bei der Jugend nichts. Das Leben mit vielfältigen Enttäuschungen und kurzen Glücksmomenten war der beste Lehrmeister.

Folkmann begann mit seinem Bericht: »Die Enkelin, Helga Krankel, liegt auf der Intensivstation. Der Schuss auf sie ist an ihrem Herzen vorbeigegangen. Laut Doktor hat sie Glück gehabt, dass kein lebenswichtiges Organ schwer getroffen wurde. Er ist sicher, dass sie überleben wird.«

»Wenigstens eine«, warf Jochen Kramer ein.

»Ich habe mit ihr auf der Intensivstation ein paar Augenblicke reden können«, fuhr Folkmann fort. »Sie hat einen Sohn, Felix, eineinhalb Jahre alt. Ihre gesamte Familie weiß nichts von dem Kind und soll nichts von ihm wissen. Sie wünscht, dass der Kleine bei seinem Vater oder dessen Eltern bleibt, bis sie wieder gesund ist. Aber das Beste kommt. Sie glaubt, dass hinter den Morden ihre Mutter steckt.«

»Ach herrje!«, ließ sich Susanne Brandt vernehmen. Sie sah müde aus, hatte tiefe Schatten unter den Augen. Vor einer halben Stunde hatte sie ihren Mann angerufen

und ihm Bescheid gegeben, dass es im Präsidium länger dauern konnte. Dass er nicht begeistert war, hatte sie ihm angemerkt. Sie freute sich, dass er seinen Unmut herunterschluckte. Außerdem kam es nicht allzu häufig vor, dass Susanne länger arbeiten musste.

»Sie waren doch bei Frau Krankel.« Porter sah zu Brandt und Kramer. »Wie hat die Frau auf die Morde reagiert? Überlegen Sie jetzt neu mit dem Hintergrund, dass sie ihre Familie umgebracht haben könnte.«

»Sie hat nicht mit der Wimper gezuckt, als Herr Kramer vom Tod ihrer Mutter und ihres Mannes berichtet hatte«, erzählte Brandt. »Sie hatte sich gerade einmal dazu herabgelassen, ihre Freude, Freude in Anführungsstrichelchen, darüber auszudrücken, dass Helga, also ihre Tochter, den Anschlag überlebt hatte.«

»Lydia berichtete, dass sie und ihre Familie sich auseinandergelebt hätten und deshalb könnten wir nicht erwarten, dass sie in Tränen ausbricht«, ergänzte Kramer. »Im Übrigen hatte sie es eilig, zu einer Verabredung zu kommen. Sie war entsprechend angezogen. Für uns hatte sie kaum ein Ohr. Klar ausgedrückt: Der Tod ihrer Angehörigen geht ihr am Arsch vorbei.«

»Das scheint eine tolle Familie zu sein.« Hauptkommissar Porter klopfte mit einem Bleistift auf den Tisch. Das tat er stets, wenn ein neuer Fall zu bearbeiten und aufzuklären war. Diese Bewegungen zeugten von innerer Anspannung. Sie würde sich erst legen, wenn er den Fall im Griff zu haben glaubte. »Und die Arztwitwe?«, fragte er weiter, sah zu Folkmann.

»Die ist in Tränen ausgebrochen, als sie verstanden hatte, dass ihr Mann tot ist«, erzählte der Kommissar.

»In der Praxis hatte trotz der späten Stunde eine Anzahl von Patienten auf die Rückkehr des Doktors gewartet. Die Nachricht von dessen Tod nahmen die Leute zur Kenntnis. Morgen werden sie sich auf die Suche nach einem neuen Arzt machen.«

Klar, dachte Porter, der Mensch an sich bedeutete nichts, nur seine Fähigkeiten wurden gebraucht. Konnten die nicht länger in gewohnter Weise abgerufen werden, zog man weiter. Bei Ärzten sah es nicht anders aus. Starb ein Patient, wurde dessen Fall zu den Akten gelegt, begann im Keller zu verstauben. Ein neuer Patient nahm den Platz des Toten ein. Wir sind wie Ameisen, eine einzelne zählt nicht. Die Masse muss funktionieren, dann funktioniert der Staat. Im Kleinen, wie im Großen.

Sie schwiegen, verdauten die Berichte, machten sich ihre Gedanken, bis Kramer fragte: »Wem, glauben Sie, hat der Anschlag überhaupt gegolten?«

»Das wären reine Vermutungen«, antwortete Brandt. »Substanzielles können wir nicht bieten.«

»Spekulieren Sie«, forderte Porter seine ihm unterstellten Kollegen auf.

»Wir haben bisher nichts in der Hand, bis auf die Anschuldigung der Enkelin.« Folkmann lehnte sich zurück, ließ die Schultern ein bisschen hängen. »Das heißt für uns, wir müssen das Leben der Mutter auseinandernehmen.«

»Der Mord ist im Haus der Großmutter geschehen. Demnach kann ohne Weiteres sie der Anlass gewesen sein«, warf Porter ein. »Was wäre geschehen, wenn sie allein im Haus gewesen wäre? Glauben Sie, der Täter hätte sie leben lassen?«

»Nein. Dann wäre es für uns hundertprozentig klar gewesen, dass der Anschlag ihr geholten hätte.«

Eine Entgegnung gab es nicht.

»Und der Schwiegersohn?, fragte Brandt. »Denken Sie, dass er und der Arzt sozusagen nur Beifang waren?«

»Die Enkelin kann ebenfalls das Ziel gewesen sein«, schlug Kramer vor. »Sie hat der Familie ihren Sohn unterschlagen. Irgendwer hat das möglicherweise herausgefunden, wollte aus Erbschaftsgründen die Sache wieder ins Lot bringen?«

»Auf so drastische Weise?«, fragte Brandt. »Er tötet drei Leute und ausgerechnet die Enkelin nicht. Die verletzt er nur? Vergewissert sich nicht einmal, dass sie wirklich tot ist? Ich anstelle des Täters hätte, wenn es um Erbschaften ging, den Kleinen umgebracht und nicht die anderen Familienmitglieder.«

Diesen Satz ausgerechnet von Susanne Brandt zu hören, die sich bereits aufregte, wenn sich ein Kind das Knie aufgeschlagen hatte, empfanden die Herren einigermaßen befremdlich. Die Blicke aller lagen stumm auf ihr.

»Haben Sie nachgefragt, wer der Vater des Kleinen überhaupt ist?« Kramer wandte sich endlich Folkmann zu.

»Nein. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, daran habe ich nicht einmal gedacht. Außerdem war sie kaum in der Lage, viel zu sprechen. Sie wollte das loswerden, was für sie am wichtigsten war. Danach war sie körperlich fertig und schlief fast augenblicklich ein.«

»In ihrer Lage nach einer schweren Operation verständlich«, ließ sich Porter vernehmen. Er hatte an dem Satz von Frau Brandt zu knabbern, nämlich dass sie eher ein Kind umbringen würde als den ganzen Rest der Familie. Hatte die Kollegin Probleme mit ihren Kindern

oder waren die Worte reine Hypothese? Er sollte sich ein bisschen um sie kümmern. Im Moment hörte er sie weiterreden.

»Dem Doktor könnte jemand gefolgt sein. Ich meine, vielleicht hatte man ihn auf dem Kieker? Möglicherweise ist ein Patient unerwartet gestorben und dessen Familie war auf Rache aus?«, räumte Brandt ein. »Dass dabei zwei andere dran glauben mussten, war dem Täter ganz offensichtlich egal. Außerdem, vielleicht existierte wirklich ein Mordauftrag!«

»Ich habe die Enkelin nach dem Täter gefragt«, sagte Folkmann. »Sie hat ihn nicht sehen können. Er sei schwarz angezogen gewesen, hatte den Kopf ebenfalls bedeckt und diese Bedeckung war mit Sehschlitzen versehen. Der Mann sei groß und schlank, hatte keinen Ton von sich gegeben, sondern gleich drauflos geschossen. Mehr habe ich nicht erfahren.«

»Einige wichtige Informationen sind das schon«, stellte Porter fest. »Immerhin wissen wir jetzt mehr, als wenn Helga auch gestorben wäre. Wir müssen abwarten, was die Spurensicherung so alles zutage fördert. Außerdem müssen wir uns den Nachbarn ausgiebiger zur Brust nehmen. Von ihm können wir im Augenblick die gesichertsten Aussagen über die Bewohnerin von Haus Nummer 18 erhalten.«

»Und den Mieter in der Souterrainwohnung«, erinnerte Folkmann. »Nur, der ist nicht da, wie es aussieht.«

»Am besten«, meinte Kramer, »ich fahre heute zu Winter, obwohl es spät ist, denn morgen wird er den ganzen Tag über arbeiten.«

»Er wird eine Frau und vielleicht Kinder haben, die

können Sie gleich mit ausfragen«, schlug Folkmann vor, der froh war, wahrscheinlich gleich nach Hause fahren zu können.

»Und zudem ist der Fall frisch. Allein aus dem Grund könnten die Nachbarn besonders auskunftsfreudig sein. Wenn einem der Schrecken in den Gliedern sitzt, redet man mehr, als wenn man die Ermordung der Nachbarin bereits geistig verarbeitet hat«, motivierte der Hauptkommissar seinen Kollegen zum sofortigen Aufbruch.

»Also gut, dann mache ich mich auf die Socken. Ich hoffe, vor Mitternacht werde ich mein Bett zu sehen bekommen.«

»Morgen nehmen wir uns das Vorleben aller vor«, ordnete Porter an. »Dann werde ich die Nachbarn in den Häusern rund um den Tatort von uniformierten Kollegen befragen lassen. Vielleicht hatte Frau Ehlers sich bedroht gefühlt und es einem der Nachbarn erzählt. Möglicherweise ist denen ein Mensch aufgefallen, der sich in der Straße herumgetrieben hatte und nicht dort hingehörte.«

Damit war die Runde aufgehoben.

Kramer parkte direkt vor dem Haus Königsstraße 16. Er sah in der ganzen Straße gerade einmal zwei Wagen am Bürgersteig stehen. Die Bewohner hatten anscheinend genügend Garagen. Im Licht der Scheinwerfer sah er das auffällige Flatterband, das um den Tatort von der Verkehrspolizei gezogen worden war. Kramer stieg aus dem Wagen, ging zur Eingangstür des Tathauses, kontrollierte die Versiegelung. Danach umrundete er das Gebäude, stellte fest, dass soweit alles in Ordnung war. Niemand Unbefugtes hatte sich an den Türen oder Fenstern zu schaffen gemacht.